



kalmenzone literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 11 • Frühjahr 2017

mit Beiträgen von

**Evelyn Bernadette Mayr • Marleen De Créé • Romain John van de Maele •
Werner Weimar-Mazur • Franz Hofner • Sigune Schnabel •
Simone Scharbert • Martin Schlemmer • Caroline Hartge •
Thomas Kodnar • Nicole Makarewicz • blume (michael johann bauer) •
Norbert Rath • HEL • Michael Hillen • Gerald Fiebig • Georg Oswald Cott •
Tanja Dückers • Christine Kappe • Michael Klevenhaus •
Cornelius van Alsum**

Inhalt von Heft 11 (2017)

editorial	5
Miguel de Unamuno <i>DER POLITIZISTISCHE ABERGLAUBE</i>	9
Evelyn Bernadette Mayr <i>MEDAILLEN GEGEN DEN STERN</i>	11
Marleen De Créé <i>ZWEI GEDICHTE AUS BRIEVEN AAN PLINIUS (1984)</i> übertragen von Romain John van de Maele	17
Werner Weimar-Mazur <i>WIR NÄHERN UNS NORDEN (FÜR REBECCA ZINKE)</i>	19
Franz Hofner <i>DAS SCHRILLE IM TON</i>	20
Edmund Spenser <i>AMORETTI. SONNET III UND SONNET LXXV</i> übertragen von Sigune Schnabel	21
Simone Scharbert <i>KOMM VON NIRGENDWO!</i> Ann Cottens Versepos <i>Verbannt!</i> zwischen sprachwitziger Dystopie und heiterer Seelenkunde	23
themenschwerpunkt Vor dem Ausbruch	
äquatoriale bibliothek	
<i>EVA MENASSE: HEIMITO VON DODERER</i> besprochen von Martin Schlemmer	29
Theobald Wolfe Tone <i>EIN IRISCHER REVOLUTIONÄR IN BONN</i> Auszug aus dem Reisetagebuch	31
Georg Büchner <i>LENZ</i> Auszug mit einer Erläuterung von Caroline Hartge	34
Thomas Kodnar <i>DIE TÜRKISE TÜR</i>	37
Nicole Makarewicz <i>HIMMEL. HÖLLE.</i>	41
blume (michael johann bauer) <i>AHNUNGEN</i>	45

Norbert Rath <i>VOR DEM KRIEGSAUSBRUCH – DEUTSCHSPRACHIGE LITERATEN IM JULI UND AUGUST 1914</i>	47
<i>VOR DEM AUSBRUCH</i> Gedichte von HEL, Michael Hillen, Gerald Fiebig, Georg Oswald Cott, Tanja Dückers und Christine Kappe	59
<i>MAÍRTÍN Ó CADHAIN: DER SCHLÜSSEL</i> besprochen von Michael Klevenhaus	65
W. B. Yeats <i>THE SECOND COMING – DAS ZWEITE KOMMEN</i> übertragen von Caroline Hartge	67
ES MUSS NICHT IMMER BLUBBERN Interview mit der Vulkanologin und Tourismusunternehmerin Sonja Lenz	68
die böe zum schluß	74

Heft 12 der [kalmenzone](#) erscheint im Herbst 2017.
Themenschwerpunkt: Doggerland.

Wenn dieses elfte Heft der **kalmenzone** nicht einfach dem „Ausbruch“ oder „Ausbrüchen“ gewidmet ist, sondern der Schwerpunktteil Beiträge zum Thema „Vor dem Ausbruch“ versammelt, so hat das zunächst den pragmatischen Grund, daß die Hrsg. einer eruptiv hereinbrechenden, nicht mehr adäquat zu würdigenden Menge von Einsendungen vorbauen wollten: Die vielfältigen Assoziationen, die der Begriff des Ausbruchs mit sich bringt, haben auch nach dem Einbau der gleichsam kanalisierenden, hoffentlich sanft steuernden Präposition zu einer Fülle von interessanten Manuskriptangeboten geführt. Daß etliche Beiträge den Ausbruch selber mitbedenken, mitgestalten, sollte niemanden stören.

Es spricht selbstverständlich auch nichts gegen die künstlerische Aneignung eines Ausbruchs an und für sich – oder der umgeprägten, vielleicht sogar verwüsteten Szenerie nach einer Eruption, mag diese nun Natur-, Gesellschafts- oder Seelenereignis sein. Man denke an die Sonnenuntergänge in der Malerei William Turners, welche vom Tambora-Ausbruch 1815 und dem anschließenden „Jahr ohne Sommer“ ebenso veranlaßt wurden wie Mary Shelleys Entwurf des *Frankenstein*. Dennoch scheint den Hrsg. das spannungsgeladene Vorfeld eines Ausbruchs besonders reizvoll zu sein – schon deshalb, weil man „hinterher immer klüger“ ist und das Offensichtliche, zu Tage Getretene die menschliche Phantasie weniger anzuregen pflegt, als das Verborgene oder teilweise Sichtbare es tut.

Kein Ausbruch ohne Einschluß. Und umgekehrt? So sehr der Begriff des Ausbruchs auch mit linearer, zielgerichteter, kraftvoller oder geradezu unaufhaltsamer Bewegung verbunden zu sein scheint: aus dem Gefängnis in die Freiheit; aus der Unterdrückung in die revolutionär erungene Selbstbestimmung; aus dem Be- oder Verschweigen in die Ausdrücklichkeit; aus der Erwartung oder auch Resignation in die Aktivität oder auch den Aktionismus; aus dem Erdinernen an die Oberfläche oder gar kilometerhoch in die Luft; oder auch aus der Latenz winziger Erreger in die für jedermann wahrnehmbaren Symptome – so nahe uns diese Assoziation auch liegt, scheinen Ausbrüche bei näherer Betrachtung doch meistens Teil eines zyklischen Ablaufs zu sein. So sind denn die Ausbrecher nicht selten auch Einbrecher: Der legendäre schottisch-litauische Ausbrecherkönig Johnny Ramensky (1905–1972), übrigens der letzte Gefangene, der mit einer Fußfessel in einem schottischen Gefängnis verwahrt wurde, brillierte ebenfalls im Zwielficht der Tresorknacker-Profession. Daß viele Vulkane umso heftiger ausbrechen, je länger sie geruht haben, ist allgemein bekannt. Und wissen Staatsdenker nicht schon seit langer Zeit, daß freiheitliche Staatsverfassungen zumindest gefährdet sind – Revolutionen, die man ja für gewöhnlich als Freiheitskämpfe auffaßt, mittelfristig durchaus zu monarchischen oder autoritären Regierungsweisen zurückführen können?

Gewiß nicht alle Ausbrecher sind zugleich Einschließer, doch gibt es Anzeichen dafür, daß dergleichen, wo es vorkommt, nicht zufällig ist. Unter den Revolutionären der Neuzeit finden sich einige, die beide Tätigkeiten im großen Maßstab ausgeübt haben. Der irische Freiheitskämpfer Theobald Wolfe Tone, aus dessen Reiseaufzeichnungen wir zwei Auszüge bringen, starb im Zuge des gescheiterten Aufstandes von 1798. Wer weiß schon, wie sich eine irische Republik, zumal im Bündnis mit dem postrevolutionären Frankreich, in den folgenden Jahren entwickelt hätte? Immerhin bemerkenswert ist, daß Wolfe Tone in jüngeren Jahren einen Plan zur Kolonisierung Hawaiis entworfen hatte, wohlgermerkt unter britischer Herrschaft. Auch dort, wo die Naturgewalt im Spiele ist, bestehen Wechselwirkungen von Ausbruch und Einschluß, etwa die Selbstverschließung eines Vulkanschlots am Ende einer Eruption, oder auch bloße Folgewirkungen, so die Quarantäne infolge eines Seuchenausbruchs.

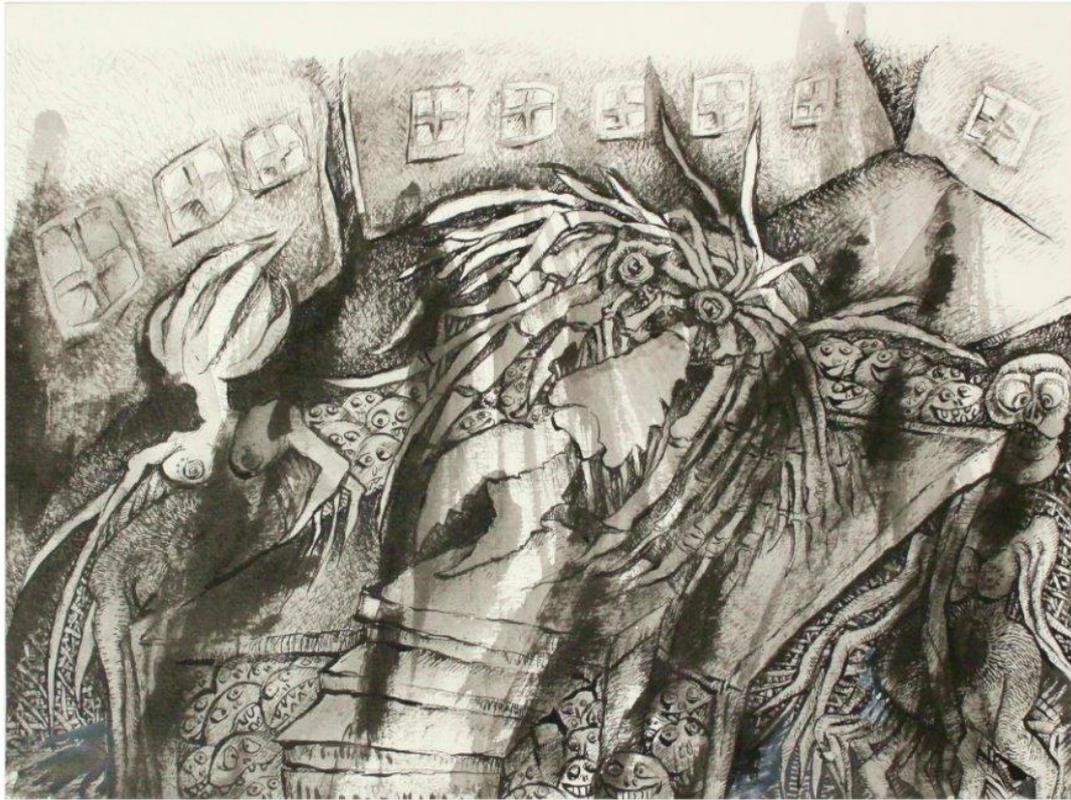
Es ist im übrigen nicht der „Bruch“ im „Ausbruch“, der Ungutes ankündigt. Vielmehr ist es das Präfix, das hier allen Unterschied bedingt, aber den Ausbruch auch lautlich in der Nachbarschaft hält des maßvolleren Anbruchs: sei es eines neuen Tages, eines weiteren Frühlings, aber nicht einer Nacht oder eines Winters, die beide hereinbrechen; einer als belebend neu empfundenen Zeit, einer anderen Geisteshaltung – von erfreulichen Veränderungen in jedem Fall – oder sogar des Aufbruchs, in dem die ganze Vorfriede derer mitschwingt, die sich auf den Weg in neue Gefilde machen.

Der Hrsg. freut sich, daß er die gedeihliche Zusammenarbeit mit Caroline Hartge in diesem Heft fortsetzen konnte – diesmal zeichnet sie nicht nur als Autorin, sondern auch als Mitherausgeberin des Schwerpunktteils verantwortlich. Während wir dieses Heft vorbereitet haben, hat sich uns beiden als wahr erwiesen, was der spanische Dichter Antonio Machado, hier in der Übersetzung der Mitherausgeberin zitiert, in folgenden Versen ausgedrückt hat: „Wanderer, es sind deine Spuren / der Weg, und sonst nichts; / Wanderer, es gibt nicht den Weg / es entsteht der Weg im Gehen. / Im Gehen entsteht der Weg, / und indem man den Blick rückwärts wendet, / erblickt man den Pfad, den man nie / mehr ein weiteres Mal betreten wird. / Wanderer, es gibt keinen Weg / sondern nur eine Kielspur im Meer.“ (*Proverbios y cantares* XIX)

Für ihre Mitwirkung danken wir herzlich allen Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Übersetzern. Mehrere von ihnen haben ihre Beiträge freundlicherweise selber mit Fotografien und Gemälden illustriert. Weitere Bildbeiträge verdanken wir Irene Klaffke, Stefan Schneider, Katja Schraml und Peter Paul Wiplinger. Herzlicher Dank geht auch an Sonja Lenz für ein ausführliches Interview in angenehmer Teehaus-Atmosphäre.

Garbsen und Bonn,
30. April 2017

Caroline Hartge
Cornelius van Alsum



Irene Klaffke: Stufen zerbröckeln (2010).
Lavierte Federzeichnung.

Miguel de Unamuno (1864–1936)

DER POLITIZISTISCHE ABERGLAUBE

Alles was ein Politiker ersten Ranges im Parlament sagt, erhält im Parlament die Bedeutung, die ihm seine Position gibt, sei es nun Parteichef oder derzeitiger oder künftiger Minister. Und so wie ein Richter wohl zwangsläufig dazu neigt, immer Urteile fällen zu wollen, und wir Hochschullehrer Gefahr laufen, uns auch im vertrauten Umgang als Schulmeister aufzuführen, so gelangen die Politiker dahin, sich von der Bedeutung alles dessen zu überzeugen, was sie sagen, und an die Tragweite beispielsweise jeder noch so kleinen wissenschaftlichen Forschungsarbeit zu glauben.

Und das Übel steckt nicht darin, daß der Richter beim Tresillospielen Urteile fällt; und daß wir Hochschullehrer *ex cathedra* mit Freunden sprechen; und daß die Minister, Ex-Minister und künftigen Minister *Regierungsakte* vollziehen, wenn sie sich mit irgend etwas befassen. Schlimmer ist, daß die Leute es uns erlauben. Und zumindest den Politikern erlaubt man es nicht nur: Man drängt sie dazu.

Könnte es nicht sein, daß die Presse in nicht geringem Maße daran schuld ist, daß beispielsweise in die *Academia Española* politische Zelebritäten aufgenommen worden sind, welche, abgesehen davon, daß sie das kastilische Spanisch ruiniert haben (und zwar heimtückischerweise, in dem Wunsch, sich der Sprache aufzuzwingen), sich auszeichnen durch abgrundtiefe philologische und linguistische Unwissenheit?

Es ist schon eine Weile her, da wurde in eine wissenschaftliche Akademie ein hochberühmter und größtes Aufsehen erregender Ex-Minister aufgenommen, der in dem Rufe steht, gerissener als die Ratten zu sein, und er platzte heraus mit einer Antrittsrede voll wissenschaftlicher Abscheulichkeiten. Er drängte sich unangemeldet in die Wissenschaft hinein, und indem er gänzlich auf Verstiegenheiten und Gauklerkunststücke und parlamentarische Kniffe abstellte, versuchte er, den Betrug in der wissenschaftlichen Forschung heimisch zu machen. Und niemand verwahrte sich gegen jene Gewalttätigkeit, so wie man sich gegen ähnliche Gewalttätigkeiten nicht verwahrt hat.

Nie werde ich vergessen, was ich über die Wirkung eines Artikels gehört habe, den in einer Tageszeitung der Residenz [Madrid] ein sehr besonnener und scharfsinniger Provinzler schrieb, welchen ein Redakteur jener Zeitung beauftragt hatte, einen Vortrag eines nicht minder berühmten und nicht minder aufsehenerregenden Ex-Ministers zu besprechen. Der Provinzler sagte die Wahrheit: daß besagter Vortrag absolut belanglos und ungehobelt gewesen war, und das ist eine Wahrheit, die man einem Politiker nicht sagen kann.

Der tief sinnige Staatsmann A., der behende Polemiker B., der fest entschlossene C. ... und nichts davon ist im Grunde wahr. Man hört die wahrhaftige Wahrheit oft von den Lippen derer, die sie niemals zu Papier bringen, aber das liegt daran, daß sie in ihrem Innersten nicht an sie glauben, weil sie von der konventionellen Lüge überzeugt sind, und eben deshalb herrscht in der Presse (mit seltenen und ehrenwerten Ausnahmen) die stillschweigende oder ausdrückliche Weisung, nicht an das Ansehen zu rühren. Das Ansehen eines Politikers ist sein Talent oder seine Schlaueit. Jeden Menschen schmerzt es mehr, wenn man ihm Intelligenz abspricht, als wenn man ihm Lauterkeit seiner Absichten oder Erhabenheit seiner Ziele abspricht: eine ganz natürliche Sache.

Ja, es pflegt sogar mehr zu schmerzen, wenn die Gültigkeit oder Bedeutung der Kenntnisse in Zweifel gezogen wird, die einer besitzt, als wenn das mit der Fähigkeit geschieht, diese zu erwerben. Mag es auch nach Lüge klingen: es gibt Menschen, die sich mehr auf das einbilden, was sie glauben zu haben, als auf das, was sie glauben zu sein.

Mehr als ein politischer Vorfall ließe sich vielleicht erklären durch die Unverträglichkeit, die zwischen zwei *Gebildeten*, zwei Gelehrten besteht; der Zusammenprall von Druckbuchstaben ist fürchterlich. Der Büchermensch erträgt das *Naturlalent*; einen anderen Büchermenschen kann er nicht ausstehen. Und man muß berücksichtigen, daß manch einer ein Büchermensch ist, der es nicht zu sein scheint.

Strenggenommen kann man der Presse nicht vorwerfen, daß sie den politizistischen Aberglauben fördert; das hieße, von ihr zu verlangen, daß der moralische Bereich frei reagieren sollte, wo er doch entbehren muß, was die Freiheit des Reagierens verschafft. Selbst wenn die Journalisten den großen Politiker im Kittel sehen, sehen sie ihn doch mit Allerweltsaugen; die Maschinerie ist nicht von d e r Art, daß sie diejenigen läutert, die in sie eintreten. Und hier stoßen wir auf die Wurzel des Übels: die ökonomische Wurzel.

(Erschienen in *Vida Nueva*, Madrid, 15. Okt. 1899.)

Benutzte Textausgabe: Miguel de Unamuno, *Obras completas VII: Meditaciones y ensayos espirituales*. Bibliografía y notas de Manuel García Blanco, Madrid: Escelicer 1967, S. 410f. – Die Übersetzung stammt vom Hrsg. dieser Zeitschrift. – *Tresillo* war im Spanien des 19. Jahrhunderts ein sehr beliebtes Kartenspiel.

Evelyn Bernadette Mayr

MEDAILLEN GEGEN DEN STERN

Michele Najlis, geboren 1946 als Tochter französischer Einwanderer in Granada, Nicaragua, wurde am 22.1.1967 Zeugin des Massakers auf der Avenida Roosevelt in Managua, bei dem über 200 NicaraguanerInnen durch die Schergen Somozas bei einem Protestzug zu Tode kamen, es kam zu hunderten Verletzten und zahlreichen Gefangennahmen. Sie war Professorin an den Universitäten UNAN, Managua, und San José, Costa Rica, hatte die allgemeine Leitung der Ausländerbehörde in den Tagen des Zusammenbruchs der Diktatur inne und war 1979–1981 Funktionärin der sandinistischen Regierung. Kolumne in der Tageszeitung *El Nuevo Diario*, 1981–1989 Leitung kultureller Programme in Rundfunk und Fernsehen. Beirätin im Ministerium für Bildung und Wissenschaft, Direktorin für Kultur an der Zentralamerikanischen Universität Managua. Michele Najlis ist eine der bekanntesten Lyrikerinnen des Landes, auf Deutsch sind die Gedichtbände *Die Gesänge der Iphigenie* (1997), *Tönende Einsamkeit. La soledad sonora* (2006) und *Tochter des Windes* (2015) erschienen.

Jetzt wissen Sie, in welchem Land wir leben. Die grellen Blütenkelche und dächerartigen Blattkonstruktionen, die wie Schirme der gellenden Sonne trotzten, der absorbierten schweren Sonnenglut des schwarzen Vulkansands und den überfallartigen Regengüssen während des Winters, der nur ein kühlerer Sommer war und seit den klimatischen Veränderungen auch das kaum noch. Jetzt wissen Sie, in welchem Land wir leben. Das sagt sie nicht nur einmal. Sie sagt es vor allem, wenn sie von der Korruption spricht, von den Gesetzen, die nicht eingehalten und noch weniger kontrolliert werden und von der Gewalt, die zur Normalität gehört, vor allem den Frauen gegenüber. Im Wohnzimmer von Michele Najlis bewegt ein Lüftchen die Hitze und die Luftfeuchtigkeit klebt mit Bildern und einer Medaille an der Wand. Dabei spricht sie freundlich und beiläufig mit dem Handwerker und der Haushälterin. Daniel Ortega und seine Frau Rosario Murillo heißt sie ein diktatorisches Monarchistenpaar in genialer Perversion und sieht in ihnen am ehesten noch die Ceaușescus. Der Vergleich mit der Hitlerjugend liegt ihr nahe, wenn sie vom Treiben der heutigen Sandinisten, den Parteibonzen, dem Klientelismus spricht. Was würde eine honorige alte Frau in ihrer Lage tun? Kleine, kluge Augen hat sie und zarte Falten um den Mund. Zart, klein und zäh. Sie steht immer wieder auf, als müsste sie die Schwere ihrer Aussagen mit der Geradlinigkeit ihrer Bewegungen ordnen.

Die Demokratie ist langsam und langweilig – und schwierig aufzubauen ist sie obendrein. Ich stimme ihr zu. Die Familie war vor der Besetzung durch Hitlerdeutschland aus Frankreich nach Lateinamerika emigriert. Die Verrücktheit habe sie vom Großvater geerbt, sagt sie. Großmutter tauschte alle seine Medaillen auf dem Kommissariat in Paris, für einen Judenstern, alle außer einer. Da war der Großvater schon tot. Die eine hängt nun an der Wand in ihrem Haus in Managua. Sie habe sie ihnen auf den Tisch geknallt, im Gegenzug für den Davidstern, denn zum Chef des Kommissariats sei sie nicht vorgelassen worden. Nur ein einziges Mal hatte die Großmutter diese Geschichte erzählt und sich gleich danach über die Bezeichnung „heldenhaft“ erzürnt. „Heldenhaft“ war ihrem Vater am Familientisch damals eingefallen, während die anderen mit offenem Munde stumm da saßen: das Einzige, das eine ehrenvolle Frau hätte tun können, angesichts der Tatsachen. Medaillen für einen Stern.

Die üppige Flora und Fauna Nicaraguas war der Reichtum ihrer Kindheit und die Erziehung in der Klosterschule, im katholischen Internat. Mit der Liturgie sei auch die Kunst gekommen, sagt sie. Die Einbettung in die Fröhlichkeit und Herrlichkeit eines Gottes, die Vogelnester in hohen Lüften, die Leguane und die Kolibris. Das Brüllen der Affen des Nachts, die Lianen, die farbenprächtigen Pilze und die Pfeilfrösche, die wandernden, unermüdlichen Ameisen und die wartenden Geier am Straßenrand, die bei der Hitze den Kopf ins Gefieder stecken. Der Onkel sei der Abenteurer der Familie gewesen, zu Pferd habe er in Mittelamerika mit Raicilla und Pecacuana gehandelt, Brechwurz und Wurzelwerk, Medikamente seinerzeit gegen Diarrhö. Raicilla kam später aus der Mode und wurde durch synthetische Wirkstoffe ersetzt. Dann fiel sie eines Nachts aus der Kindheit – es waren Schritte vorm Haus, Laufschriffe unterm Fenster, Sekunden später



Mädchen am Skateboard, León.

andere, das Stürzen eines Menschen. Sie war gerade erst zwölf, doch ahnungsvoll erfasste sie, dass dieses Stürzen ein Tod war und dieser Tod nicht der einzige im Land und dieses Sterben in der Straße nicht das einzige in der Stadt und ihrer Zeit. Ihr Gott war ein fröhlicher Gott gewesen, ein launenloser und gnadenvoller, ein geselliger, der in seiner Ruhe dem Kind den Frieden des Alls überließ. Er war ein Liebender, und so wie sie aus dieser Woge von Sicherheit gefallen war, begann sie zu brennen für eine Sache, die Poesie und Religion, Politik und Weltenerbe zugleich sein wollte: die Revolution. Natürlich war es ein Irrtum, sagt sie, im Nachhinein wussten sie es, dass das Reich Gottes auf Erden ... Sie vollendet den Satz nicht. Folter, Hunger und Diktatur hatten die Straßen von Managua und die vertrauten Wege am Fluss entlang in einem anderen Licht erscheinen lassen. Es war eine Wegmarke, die die Augen für das grausame Elend öffnete. Michele hatte früh den Dienst am Wort und die nicaraguanische Landschaft, die Landschaft der Dichter, verehrt. Im Sog ihrer Angst zog es sie in die Elendsviertel am Südufer des Sees, von der Liebe zum Wort und zur Poesie ins Leben.

Bis wir zur Sprache kommen, dauert es Jahre. Und formt uns die Sprache, solange es Formen gibt, ist es ein bescheidenes Glück. Vielleicht ist es das, wonach wir uns zurücksehnen – die sicheren Formen, in die wir hineinwachsen konnten, die Laute, die uns Sicherheit und Sinn gaben, der Klang. In Michele war etwas zerbrochen nach dem Sturz, dem Aufprall des Mannes in ihrer Straße. Jetzt wissen Sie, in welchem Land wir leben. Es gab keine Antworten mehr, nicht auf die krassen Gegensätze zwischen einer üppigen Natur und dem nackten Elend, einer erbarmungslosen Armut und einem liebenden Gott, einer diktatorischen Willkür und einer liebenden Familie. Sie wuchs in ein militantes, politisches Engagement hinein und die Distanz zu ihrem Glauben schmerzte weniger. Das Leben in der Untergrundbewegung unterschied sich im Grunde wenig von einem religiösen Leben, sagt sie, denn es stellte ebenso eine Totalität in der Hingabe dar. Die Opferbereitschaft, die tiefe Geschwisterlichkeit, da war etwas Archaisches, Erzählungen von Frauengestalten der Antike woben sich in die jüdisch-christliche Tradition mit ein. Die Mystik der Revolution, eine ganz tiefe Verbindung sei das gewesen, die nie zerrissen ward. Was wäre

das Einzige, das eine integre Frau in einer solchen Lage täte? Zeit ihres Lebens in den wesentlichen Momenten des Daseins hat sie sich dieser einen Frage gestellt, die dem Tausch von Medaillen gegen den Stern in der Familie vorangegangen war.

Ich hatte Glück, ich hatte ein Rückflugticket. Manchmal schaffte ich es, mich mit diesem Satz zu trösten während der zahllosen Gespräche in all den Monaten. Meistens war dieser Versuch umsonst, denn einen Ozean weiter blieb Nicaragua mit seinen Kämpfen und Hoffnungen Teil meiner Welt. Mein Trost sollte keine Täuschung sein und auch keine Beruhigung. Was ist es, das Nicaragua von der Revolution bleibt, frage ich sie und hake nach, frage nach dem Konkreten, den Details und den Geschichten in der Geschichte, den Schicksalen und den Frauen. Abgesehen von der Befreiung von der Diktatur und der Schreckensherrschaft, dem Sturz der Somoza-Dynastie und von den Jahren der Revolutionsregierung, das alles, was ihnen in den 80er Jahren zugestoßen war, der Bürgerkrieg, der Stellvertreterkrieg zwischen der UdSSR und den USA, ließen sie und die intellektuelle Elite des Landes trotzdem zum Schluss kommen, dass die Gesamtheit der Revolution gut gelaufen war. Sie war nicht gescheitert. Sie waren gescheitert. Sie hatten sich selbst verfangen in ihrem Sehnen nach Utopie und sie wollten ja bloß solange, bis es gut war. Sie waren sich auf den Leim gegangen, ihrer Hoffnung waren sie auf den Leim gegangen. Zahlreiche sind es, die mit ganzer Seele und ganzem Leib noch immer Revolutionäre sind, redlich sind sie darin und glaubhaft. Jetzt wissen Sie, in welchem Land wir leben. Was ist das Einzige, das eine lautere Frau tun würde in einer solchen Lage?

In ihrem eigenen Netz haben sie sich verwickelt bei 18 Stunden Arbeit am Tag mit dem Enthusiasmus einer ganzen Welt und ihrer Vorstellung von einer neuen Gesellschaft, vergaßen die Welt um sich. Sie war aber noch da, unabänderlich, und der Glaube und die Liebe reichten nicht, um Sterne gegen Medaillen zu tauschen – die Utopie ließ sich nicht bestellen wie ein Acker und nicht archivieren in staubigen Schränken und die Menschen ließen sich in kein Licht hüllen, das sie nicht umgab als Eigenlicht. Sie waren kein Gemälde, sie warfen Schatten, wie jeder gewöhnliche Revolutionär. Aber die Bauern und Arbeiter, die in Dichterwerkstätten zu Dichternlehrlingen großer Meister wurden, Hausfrauen, Handwerker, Polizisten und Soldaten, die sich der Dichtkunst widmeten, der Kraft der Poesie. Solche Dichterwerkstätten wurden später auch in den USA und Europa gegründet nach Vorbild des Werkes des nicaraguanischen Priesters, Theologen und Dichters Ernesto Cardenal. Die Revolution, das war ein Buch und ein freier Mensch. Die Revolution, das war Bildung. Was ist den Menschen eine Welt, die die Schwachen der Welt nicht ermutigt, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein? Mitte der 80er spürte man dann die Auswirkungen des Bürgerkrieges: Die Garden des Somoza hatten sich mit den Indigenen der Atlantikküste verbündet – die Sandinisten hatten ihre Forderungen nach Autonomie nicht gehört – und die besten unter ihnen wurden in CIA-Camps in Honduras ausgebildet. Die Sandinisten erfuhren Unterstützung durch Cuba und die UdSSR und der nicaraguanische Bürgerkrieg entwickelte sich zu dem Stellvertreterkrieg, der weltweit die Linke mobilisierte und eine Form der internationalen Solidarität ins Leben rief, die bis heute die nicaraguanische Gesellschaft zutiefst prägt. Der Zauber der Reformen und Kampagnen, des Alphabetisierungskreuzzugs, wie sie ihn nannten, schwand mit den Entbehrungen des Krieges, der Normalität der Korruption, mit den erhärteten kirchlichen Oppositionen und den vertikalen Strukturen der Politik. Die wirklich relevante Tatsache dieser Revolution sei die Alphabetisierungskampagne gewesen, sagt sie. Ein Kreuzzug gegen die Ignoranz sei das gewesen, 100.000 Freiwillige machten sich auf den Weg in entlegene Gebiete und unterrichteten oft bis zu drei Schichten am Tag. In zwei Jahren hatten die Menschen die Analphabetenrate von 65 Prozent auf 12 Prozent gesenkt. Sie fielen nicht in den Analphabetismus zurück, sie schlossen vielmehr die Grundschule ab, viele maturierten, einige begannen ein Hochschulstudium. Genau das ist es, was von Bedeutung war, sagt sie.

Durch die nicaraguanische Revolution 1979 war mit dem Sturz von Somoza eine der brutalsten Diktaturen zu Ende gegangen. Aber drei Jahrzehnte später sprechen Soziologen von einer institutionellen Diktatur. Eine Hierarchie, die nicht beisteht, Unterdrückung und Unrechtmäßigkeit wieder weitgehend rechtfertigt. Die Formen sind weicher geworden, subtiler. Anstatt junge Studenten massenhaft aus den Hörsälen zu holen und zu foltern wie unter der Dynastie der Somozas, deren letzter Spross am schlimmsten war, werden heute die Parteischergen ausgeschickt, um Oppositionelle zu verprügeln, einzuschüchtern und Proteste niederzuschlagen.

Anstatt Jugendliche für den Krieg zu rekrutieren oder potentielle Oppositionelle gleich unschädlich zu machen, werden Stipendien und Lebenschancen vergeben, im Falle dessen, dass sie der Partei angehören. Anstatt Menschen zu foltern und ihre Leichen aus den Flugzeugen über dem Atlantik oder wahlweise dem Pazifik zu werfen, werden ihnen Kündigungen nahegelegt, falls sie von der Parteilinie abweichen. Sie werden mit unermesslich hohen, fiktionalen Steuern belastet, sodass sie ihr Haus, ihren Betrieb verkaufen müssen, oder sie werden früher oder später Opfer eines Verbrechens.

Sehen Sie, sagt sie, vier Männer in einem Kleinlaster standen hier vorm Haus, mehrmals, manchmal auch mehrere Stunden lang, sie fotografierten immer wieder mein Haus vom Wagen aus, zwei Mal war es auch ein anderes Fahrzeug. Was ist da das Einzige, das eine ehrenwerte, honorige Frau angesichts der Tatsachen tun kann? Offensichtlich war es, dass sie etwas taten, um einzuschüchtern, um zu überwachen und einzuschüchtern. Es war um die letzten Wahlen herum. Ein Freund von mir besitzt eine Druckerei, sein Sohn ist Journalist. Er begann mit einer Mannschaft von Freunden eine sehr sympathische Zeitschrift zu gründen, die hieß *Kompass*. Sie schrieben über kulturelle Veranstaltungen, aber jedes Mal ließen sie auch kritische Texte einfließen. Dem Vater wurden fiktive Steuern angelastet, die er natürlich nicht bezahlt haben konnte, und das ging so weit, dass er sein Haus, die Druckerei und die Maschinen verkaufen musste, um sie zu begleichen. Und dem Anschein nach sieht es so aus, als ob es keine Verfolgung gäbe und schon gar nicht hinsichtlich der Pressefreiheit, nicht? Ein älterer Herr geht in Pension, verkauft sein Haus aus freien Stücken, die Druckerei, denn er geht ja bald in Rente. Der Besitzerin eines Cafés, einer Bäckerei, wo sich regelmäßig die Oppositionellen trafen, dichtete man 13.000 Dollar Steuern an. Wenn man die nicaraguanischen Dimensionen kennt, weiß man, was das bedeutet. Sarkastisch merkt Michele an, dass es der Cafébesitzerin vielleicht auch an Vorstellungskraft und einer soliden Ortskenntnis im Ausland gefehlt habe.

Die Regierungspolitik der ehemaligen Revolutionäre der Untergrundbewegung *Frente Sandinista* heute beschreibt sie als ausgeklügelte Perversion, eine kontrollierte Institutionalität, sie zerstörten beharrlich die Legalität des Landes, wechselten mit großer Geduld und Willkür politische Funktionäre, kontrollierten mit beachtlicher Intelligenz viele Viertel der Hauptstadt und in vielen Fällen auch Gemeinden des Landes. Ja, es gibt sie, die Fortschritte, aber es mangelt an so vielem, sagt sie. Und was passiert mit der kritischen und intellektuellen Mittelschicht? Diese Regierung hat es geschafft, uns zu isolieren, den ärmsten Leuten, mit denen wir uns identifizieren, spenden sie etwas. Und weil wir kein urbanes Bewusstsein entwickelt haben, ist es der gute Präsident oder die gute First Lady, die uns gibt, denn diese Regierung gibt uns ja etwas und die anderen gaben uns gar nichts. Und die staatliche Medienlandschaft berichtet über Menschen und interviewt Leute, die beschenkt wurden. In der Radiostation, in der Michele arbeitet, haben sie Matratzen gespendet und das ist natürlich auch gut und sie sieht auch, dass sie sie verteilen. Am Samstag darauf gibt es einen Aushang, auf dem steht, dass die Emailadresse der Präsidentengattin Rosario Murillo in der Direktion verfügbar ist, um ihr für die Spende zu danken. Sie haben erreicht, dass sie uns vom Volk und der Mittelklasse isolieren, sie haben sie in der Hand. Die Reichen des Landes sind sehr zufrieden. Mit einer Erhöhung der Steuern und sehr hohen Strompreisen nageln sie die Mittelklasse fest.

Die Repression habe zugenommen in den letzten Jahren. Welche Gesichter die Repression hat, das ist unterschiedlich. Michele erinnert sich an einen, den sie in Estelí umgebracht haben, und an die aus Nueva Guinea. Oder ein Junge hier in Managua, der sich bei einer Demonstration an ein Denkmal gebunden hatte, und dann kam eine Gruppe von Parteimitgliedern im Auftrag von Rosario mit Hemden der Sandinistischen Jugend, um ihn zu verprügeln, und der Junge, festgebunden an der Statue. Sie schlugen auf ihn ein. Eine Polizei existiert da nicht, sie ermittelte nicht und stellte auch keine Nachforschungen an. Nichts, *nada*. Ein anderer, Professor der Erziehungswissenschaft, trat in den Hungerstreik. Nach einem Monat endete dieser in einer Demonstration gegen die Willkür der Politik des Ortega. Das war während der letzten Wahlen und die Studenten, die sich ihm anschlossen, wurden abgeführt in den Rundbau, das ist ein Gefängnisstrakt, und einer Gehirnwäsche unterzogen. Und er fragte, welche Bildung? Und wofür? Einhalb Monate später schüttete man ihm auf offener Straße Säure ins Gesicht.



Park der Poeten in León – Ohne Poesie keine Stadt.

Da glaube ich mit einem Mal, Religion sei etwas für Menschen, die sich entscheiden konnten, die Möglichkeiten hatten zu anderen Mitteln zu greifen, um ihrer Verzweiflung Frau und Herr zu werden. Die Freiheit von Religion oder für Religion dürfte überhaupt etwas sein, das Menschen zur Verfügung steht, die frei von Not, Elend, Schmerz und Gewalt sind und sich davor schützen können. Was wäre das Einzige, das eine anständige Frau in einer solchen Lage machen könnte? Zu große Bescheidenheit, Selbstzufriedenheit und ein bisschen Romantik sind Dinge, die sich Michele nicht leisten will. Große Anstrengungen sind notwendig. Michele nimmt Worte in den Mund, die mir naturgemäß zu groß sind, und spricht dabei von Gott: Da ist von menschengewordener Liebe, von Verletzlichkeit und Gebrechlichkeit, dem sich Öffnen und dem Loslassen von Sicherheit die Rede, da meint sie Offenheit für das Unerwartete, das eigene und das soziale Drama und die Selbstliebe als Fleischwerdung göttlicher Liebe. Gerade als Frau und durch den weiblichen Körper, ganz praktisch und konkret. Sie spricht trotz allem von einem Neudenken der Befreiungstheologie und dem konkreten Gewand einer neuen sozialen Wirklichkeit und ich sehe darin diese vollen, kräftigen Farben von Renaissancegemälden vor meinem inneren Auge. Macht haben heiße dienen. Und dann denke ich an die Anbiederung des Ortega an den Bischof – die Heirat, die Selbstinszenierung der Murillo als Ebenbild Marias. Zumindest 60 Prozent der Prsidialmacht kontrolliere Rosario Murillo, kein Interview des Präsidenten geschehe ohne ihre Einwilligung. Sie ist täglich mittags auf drei TV-Kanlen zu sehen, mit sonorer Stimme, s und lieblich, von 12 bis 12.15 Uhr. Murillo arbeitet vor allem mit Sprache, sozialistisch bedeutet heute bedingungslos auf der Seite der Sandinisten zu sein. Solidarisch bedeutet, dass die Sandinistische Regierung den Armen spendet, und christlich heißt unter Daniel Ortega und Rosario Murillo der Versuch der Manipulation der breiten Masse mittels Religion. Bis zu welchem Punkt der öffentliche Diskurs in dieser Form effizient ist, vermag Michele nicht zu beantworten.

Die Frauen waren durch unglaubliche Veränderungen gegangen, für sie waren die Brüche viel tiefer als für die Männer, vor allem nach der gewonnenen Wahl der *Unión Nacional Opositora*, der Vereinten Nationalen Oppositionsbewegung, 1990. Mit der Revolution hatten sie die Normen ihrer Mission, ihrer angestammten Rolle durchbrochen. Sie hatten ihre Häuser verlassen, hatten lesen und schreiben und kämpfen gelernt. Bis heute gibt es keine Bewegung, in der der Anteil der Kämpferinnen so hoch ist wie in der nicaraguanischen Revolution. Würden Sie gehen, würden Sie bleiben? Medaillen gegen Sterne tauschen? Die Frauen waren den Männern ebenbürtig geworden und sie hatten wie sie Führungspositionen inne gehabt. Es hatte sich eine neue Welt für sich eröffnet, für die sie und ihre Kinder einen hohen Preis bezahlt hatten, aber sie hatten mit all ihrer Kraft, all ihrer Phantasie an der Utopie mitgebaut und mit dieser Utopie ist auch ihr Leben in Abgründe gestürzt. Nicaragua schreibt heute Zahlen, mit denen es Europa bei weitem übertrifft. Denn über 50 Prozent der Regierungsmitglieder sind weiblich, Posten der Polizei sind zu 33 Prozent weiblich besetzt. Die Revolution ist weiblich, sie dauert fort, sagen manche. Im Hinterland formiert sich wieder bewaffneter Widerstand. Da ist von einer zweiten Revolution die Rede. Aber sie sind kriegsmüde, die Nicaraguaner, sie wissen, was sie zu verlieren haben. Eine weitere Periode Ortega – Murillo könne keiner mehr ertragen, sagt der Taxifahrer, als ich zum Flughafen fahre. Was ist das Einzige, das eine anständige Frau in dieser Lage tun kann? Im Herbst 2016 waren Wahlen, gewonnen hat Daniel Ortega.

Am nächsten Tag brachten sie beim Parlament eine Beschwerde wegen Verfassungswidrigkeit zweier Gesetze ein, erzählt sie. Zwölf Frauen seien sie, mehr oder weniger bekannt, das sei ein schönes Symbol. Die juristische Seite sei eine Barbarei, auch die Sache mit der Umwelt. Es handle sich unter anderem um den geplanten Kanalbau durch einen chinesischen Konzern. Auch andere Gruppierungen möchten sich auf diese Weise gegen den Kanalbau zwischen dem Atlantik und dem Pazifik, der durch den Nicaraguasee und zahlreiche indigene Gebiete führen soll, stark machen. Es gibt dann auch ein Forum der Tageszeitung *La Prensa*, das im Netz übertragen wird. Sie hoffen, dass es gut geht, weil das Parlament regiert wird und Anweisungen von der Exekutive erhält.

EVELYN BERNADETTE MAYR arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über Schriftstellerinnen der Revolutionszeit in Nicaragua, hat unter der Leitung von Robert Schindel und Gustav Ernst die Leondinger Literaturakademie absolviert und 2014 mit der HTL Braunau den Exilliteraturpreis Wien gewonnen.

MARLEEN DE CRÉE: ZWEI GEDICHTE
AUS *BRIEVEN AAN PLINIUS* (1984)
übertragen von Romain John van de Maele

Ich sage Dir, Plinius, es ist September,
die Dichter wenden sich im Gezeitenwechsel um.
Früchte reifen an den warmen Mauern,
vergiss es nicht: Es sind die letzten Stunden

vom Sommer, warme, es kann nichts mehr geschehen.
Es sind die stillen Tage des Jahres,
denn alles wird mit Geduld getragen
im Vielfach der letzten Tracht.

September weiß was höchst wertvoll ist
und Liebe zeichnet Schatten des Gewesenen.
Ich sage: Vorsicht wurde seit je berechnet

am Umriß eines Wasserglases.
Die Trauben, Plinius, die letzten Schragen
von dem, was ein Dichtersommer war.

Fohlen mit einer zarten und feuchten Haut
vom Tau, Sonnensysteme glühen
in ihren Augen. Ich hebe nun fremde
Himmelskörper aus ihrer Bahn.

In meiner Wiese laufen Pferde herum,
aber ich bin hart und still wie Stein.
Nach den vielen Jahren das einsame Weinen
von Pfauen nach dem Regen,

undurchsichtig in einem Tal von vielen.
Und was mein Trab je erregte
kann kein Ort mir je verzeihen.

Von Fohlen rasend und erstaunt
das verzweifelte Wehen der Mähne,
das unnötige Leben bäumt sich in seinen Bahnen.

MARLEEN DE CRÉE, geb. 1941 in Flandern, studierte Kunstgeschichte in Leuven. Dichterin und bildende Künstlerin. Sie debütierte 1969 mit dem Gedichtband *Ofelia speelt met de maan*. Zahlreiche weitere Gedichtbände. Für ihr Schaffen wurde sie mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet.

ROMAIN JOHN VAN DE MAELE, geb. 1948 in Aalst (Belgien). M.A. Kulturwissenschaften (Open Universiteit Nederland, Heerlen), Lyriker, Essayist und Übersetzer. Gedichtsammlungen: u. a. *Dagboek van een paria* (1974) und *Miniaturen voor stem en hand* (1988), *Herfsttij van het verlangen* (2015). Essays: u. a. *Op het spoor van Boon* (1999) und *Cyriel Buysse's plattelandswerelden* (2003). Beiträge in belgischen, niederländischen, dänischen, finnischen und deutschen Literaturzeitschriften.



Stefan Schneider: Off der Hie (2015). Acryl.
Aus der Serie „Wolken über Übernthal“.

Werner Weimar-Mazur

für Rebecca Zinke

dein gesicht zwischen zwei monden
zerfließt schnee
waren einmal licht
die konturen deiner augen waren
einmal nacht
ein anderes mal

trafen wir uns auf altem kristallin
langsam fangen die falten an
meine geschichte zu erzählen

granatglimmerschiefer faltengebirge
aus knotenschiefern
baute ich das dach eines hauses

im mittagslicht schimmert cordierit
cordieritblau beugt sich der himmel
über das dorf
in seiner unwissenheit wirkt er einsam
allein ein einzelgänger
unter den einzelgängern der bergdohlen
gleich deine stimme dem knistern in eis
WIR NÄHERN UNS NORDEN

WERNER WEIMAR-MAZUR, geb. 1955 in Weimar, lebt in der Nähe von Freiburg i. B., schreibt Lyrik und Prosa.
Zuletzt: *herzecho – lyrische sonogramme*. Gedichte (Buxtehude: Verlag Rote Zahlen 2016). Mehr unter
www.weimar-mazur.de.

Franz Hofner

DAS SCHRILLE IM TON

was ist fakt? single atomic access in den speicher
des zufalls. sparsam leuchtende flugsamen
schweben im saal. all die wirbel

an der schnecke der geige. kannst du allein sein?
findest die stelle, wo die schlange sich selbst fasst?
sanfte kühlung durch alt gewordene laster.

der auftrag ist heben, modus ponens. versetz
das träge kippen zurück ins gleichgewicht.
ein treffender blick – egal, es kann sirren. es kann

alles wie blätter von den bäumen fliegen. du
hast es gemacht. zerstört. entschieden. eins
ist lesen, das andre behaglich lösungen summen.

fakt ist maserung. hast du einmal das rauhe fell
des rehs gespürt? denken bleibt festgeheftet,
wie eh und je, an den kanten des irrturns.

Edmund Spenser (ca. 1552–1599)

AMORETTI. SONNET III UND SONNET LXXV
übertragen von Sigune Schnabel

THE souerayne beauty which I doo admyre,
witness the world how worthy to be prayzed:
the light wherof hath kindled heauenly fyre,
in my fraile spirit by her from basenesse raysed.
That being now with her huge brightnesse dazed,
base thing I can no more endure to view:
but looking still on her I stand amazed,
at wondrous sight of so celestially hew.
So when my tounge would speak her praises dew,
it stopped is with thoughts astonishment:
and when my pen would write her titles true,
it rausht is with fancies wonderment:
 Yet in my hart I then both speake and write
 the wonder that my wit cannot endite.

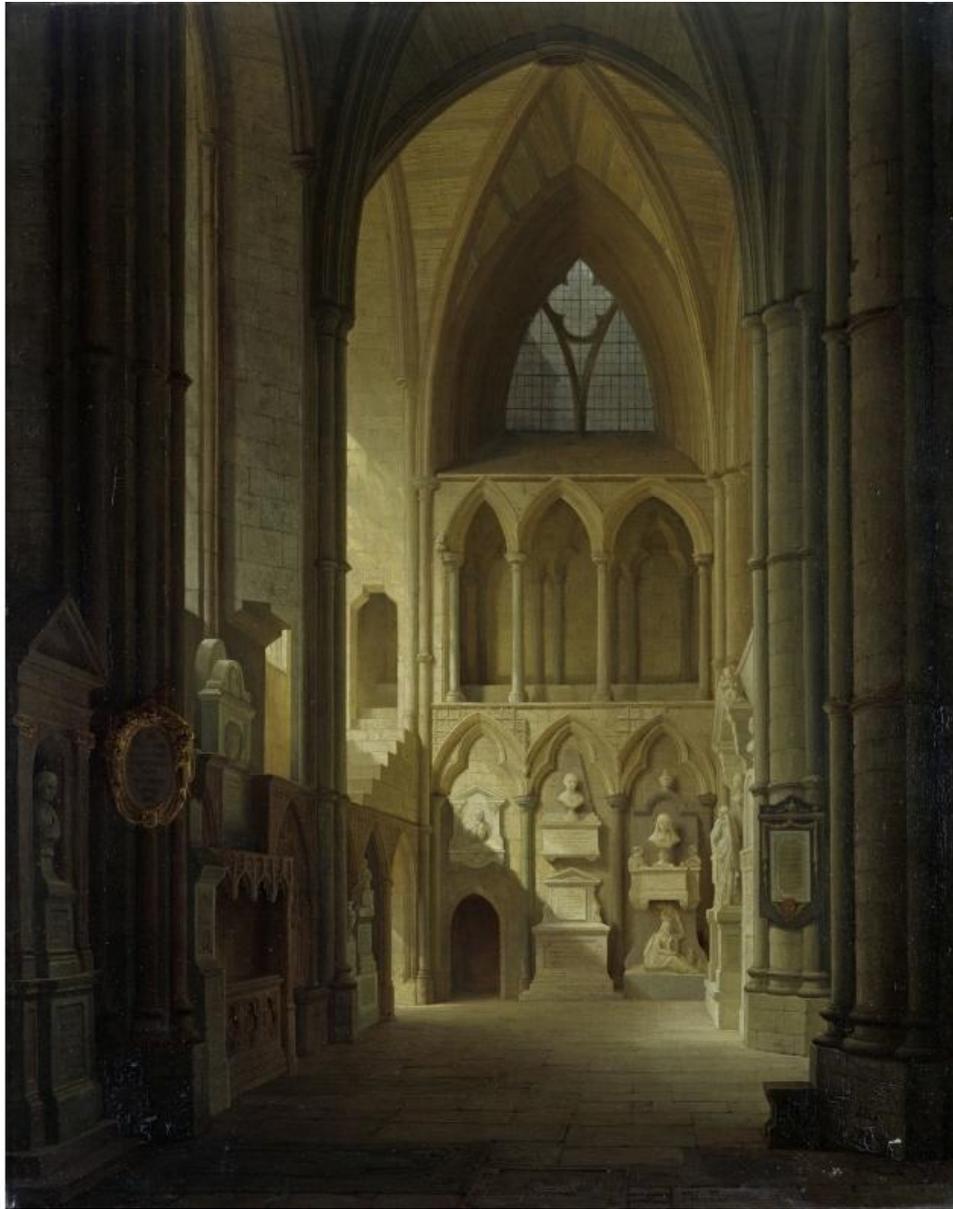
*Die höchste Schönheit, von mir bestbedacht,
die von der ganzen Welt so hoch geschätzt:
ihr Licht hat Himmelsfeuer angefacht,
das meinen schwachen Geist jetzt ganz durchsetzt.
Von ihrer hellen Anmut angestrahlt,
bin ich dem Niederen nun ganz enthoben.
Wie sprachlos macht mich diese Traumgestalt,
denn in ihr ist der Himmelsglanz verwoben.
Wenn meine Zunge sie von Herzen preist,
dann hält sie in erstauntem Denken inne,
und wenn die Feder um die Schönheit kreist,
dringt hohe Phantasie durch alle Sinne.
 Doch tief im Herzen spreche ich gebannt
 von diesem Wunder größer als Verstand.*

ONE day I wrote her name vpon the strand,
but came the waues and washed it away:
agayne I wrote it with a second hand,
but came the tyde, and made my paynes his pray.
Vayne man, sayd she, that doest in vaine assay,
a mortall thing so to immortalize,
for I my selue shall lyke to this decay,
and eek my name bee wyped out lykewise.
Not so, (quod I) let baser things deuize
to dy in dust, but you shall liue by fame:
my verse your vertues rare shall eternize,
and in the heuens wryte your glorious name,
 Where whenas death shall all the world subdew,
 our loue shall liue, and later life renew.

*Einst schrieb ich ihren Namen in den Sand,
doch Wellen kamen und er war Geschichte.
Ich schrieb ihn wieder mit der andren Hand,
doch Fluten kamen, machten ihn zunichte.
Sie sprach: Umsonst versuchst du eitler Mann,
dem Sterblichen Unsterblichkeit zu geben.
Vergänglichkeit hält mich in ihrem Bann,
und auch mein Name wird nicht ewig leben.
Ich sagte: Nein, nur Niederes vergeht
im Staub; durch Ruhm sollst du für immer bleiben.
Mein Vers, in dem die Tugend fortbesteht,
soll deinen Namen in den Himmel schreiben,
damit, wenn Tod die ganze Welt bezwingt,
lebendig Liebe durch das Neue dringt.*

Benutzte Textausgabe: Kenneth J. Larsen, *Edmund Spenser's Amoretti and Epithalamion. A Critical Edition*, Tempe, AZ 1997 (Medieval & Renaissance Texts & Studies 146), S. 69f. und S. 98.

SIGUNE SCHNABEL, geb. 1981 bei Stuttgart, Diplomstudium Literaturübersetzen in Düsseldorf (dafür Auszeichnung vom Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer). Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften (u. a. *Asphaltspuren*, *Richtungsding*, *DUM*, *Die Rampe*, *silbende_kunst*, *Krautgarten*, *etcetera*, *mosaik*). 2017 unter den Wettbewerbssiegern des Thuner Literaturfestivals Literaare und Finalistin des Leonce-und-Lena-Preises in Darmstadt.



Max Emanuel Ainmiller: Der „Poetenwinkel“ in der Westminster Abbey (1844).
Öl auf Leinwand. Zu sehen ist u. a. das Grabmal von Edmund Spenser.

Simone Scharbert

KOMM VON NIRGENDWO!

Ann Cottens Versepos *Verbannt!* zwischen sprachwitziger Dystopie und heiterer Seelenkunde

Nach Werken wie *Fremdwörterbuchsonette* oder *Der schaudernde Fächer* und zahlreichen Preisen dürfte klar sein, dass Ann Cottens Bücher unerschöpfliche Fundgruben sind, die einen immer wieder an die Ränder des eigenen Denkens, der eigenen Sprache führen. Das Konventionelle zu sprengen, es in neue Kontexte zu stellen und bisweilen Denktraditionen satirisch klug einzubinden, beherrscht die 1982 in Iowa geborene Autorin scheinbar spielerisch. Ihre Arbeiten changieren zwischen Leichtigkeit und Schwere, spielen Oberfläche und Tiefgang gegeneinander aus – egal, ob es sich um Prosa oder Lyrik handelt. Nicht zuletzt sind es die eigenen Gewohnheiten, die eigene Verortung ihrer Leserschaft, die sie hintergründig in Frage stellt. Das gilt auch für ihr Werk *Verbannt!*, das ein traditionelles Reimschema mit einer inhaltlichen Achterbahn durch dystopische Gesellschaftsentwürfe verbindet. Auf den ersten Blick ein gewagtes Unterfangen, das on top noch eine lyrische Seelen-Kartografie der besonderen Art unternimmt. Und man sollte Ann Cottens nahezu höflich formulierter Einladung dringend Folge leisten:

Dem allen zuliebe wird der folgende Sang recht lang.
Und wie es sich für einen Stripteaser gehört,
zieh ich mir für den Anfang recht viele Klamotten an,
die meine Seele im Laufe der Handlungen verlieren wird,
während sie sich auf allerlei reizende Weisen darin verirrt.
Hören Sie also die entsetzliche Ballade
vom sibirischen Unglück eines ganz modernen,
delirösen, inadäquaten Herrn Marquis de Sade
in Fraungestalt. Und man kann außerdem viel lernen.

In der Tat – zu lernen und zu entdecken gibt es in *Verbannt!* außerordentlich viel. Auf mehr als 160 Seiten wird ein vor Einfallsreichtum und Sprachwitz sprühendes Cotten-Lehrprogramm in Gang gesetzt, das von Bonmots mal mehr, mal weniger bekannter Dichter und Denker durchsetzt ist: Kierkegaard, Stifters *Witiko* und George Perec begegnen sich hier, aber auch Art Garfunkel oder die Jazz-Gitti kommen zu ihrer Ehre, um nur ein paar Namen zu nennen. Eine famos arrangierte und dennoch auch versprengte Kulturgeschichte, die gleichsam in der Federführung ihrer Autorin den Beweis antritt, dass man ein solches Projekt seiner Leserschaft nur allzu gut in einem aus der Mode gekommenen Reimschema präsentieren kann. Rund 400 Strophen sind Resultat von Ann Cottens Entscheidung, in der Tradition der englischen Dichter Edmund Spenser und Lord Byron zu schreiben, sodass der eigentliche Plot auf den ersten Blick in den Hintergrund tritt. Aber auch diese Entscheidung ist genau durchdacht und sich selbst erklärender Teil des ausgeklügelten Programms:

Und in der Tat, warum sollte jemand das lesen?
Die Handlung – nach Inger Christensen – gibt es,
doch nur als Untergrund für dieses Reimewesen,
das die Handlung begleitet wie ein Striptease.
Und über weite dunkle Stellen wippt es,
unsicher, nur so rum und wartet auf den Plot,
der aber, wie im Lehnstuhl ein alter Lokalgott
sich ziert, weil er noch ein bisschen mehr Striptease sehen
möchte, immer noch hoffend, dass die Hemmungen vergehen.

Die eigentliche Handlung ist folglich schnell erzählt: Im Mittelpunkt von *Verbannt!* steht eine Fernsehmoderatorin, die in der von Ann Cotten treffend nachgezeichneten Schaulustigkeit unserer Medienlandschaft („Verführ den Moderator“) dem gesellschaftlichen Tenor nach über die Stränge schlägt und einen moralisch schwerwiegenden Fehltritt begeht, als sie ein Verhältnis mit einer Fünfzehnjährigen anfängt. Die Ahndung lässt nicht lange auf sich warten, im vom Voyeurismus geprägten Fernsehstudio muss sich die Angeklagte zwischen einer „unfreiwilligen Brustvergrößerung“ und der endgültigen „Zivilisationsverstoßung“ entscheiden. Der Titel lässt schon ahnen, dass die Moderatorin auf der einsamen Insel enden wird. Drei Gegenstände darf die Verstoßene mitnehmen: Messer, Schleifstein und *Meyers Konversations-Lexikon* in einer Ausgabe von 1910. Und damit ist auch klar, dass hier nicht nur die Verbannung aus der bekannten Welt stattfinden wird, sondern auch aus den gewohnten Gefilden der Sprache.

Dass sich der Verbannungsort als „Hegelland“ und damit auch als Wiege oder Endpunkt jeglicher Dialektik entpuppt, ist nur einer von Ann Cottens geistreichen Schachzügen, die dieses wahrlich schillernde Versepos charakterisieren. Mit dem Topos der einsamen Insel steuert Ann Cotten aber auch zielsicher das utopische bzw. dystopische Genre an. Nicht zuletzt ist es der listige Pan Orama, jener Internetspion, der in *Verbannt* diese Verortung fixiert: „Ich bin Utopianer“, sagt Pan leise, „komm von nirgendwo“. Die Utopie wörtlich als „Nicht-Ort“ begriffen, so auch bei Ann Cotten. In der Literaturgeschichte ist der utopische Roman seit Jahrhunderten mehr oder weniger als literarische Randerscheinung etabliert. Darunter finden sich Werke wie Thomas Morus' namensgebende *Utopia*, Arno Schmidts facettenreiche und sprachspielerische *Gelehrtenrepublik*, aber auch neuere belletristische Arbeiten wie etwa Karen Duves *Macht*, die sich als ökologische Dystopie gibt. Bis auf wenige Ausnahmen weisen utopische Romane jene Merkmale auf, die auch Ann Cottens Versepos typisieren. In der Regel sind Utopien und Dystopien in der Zukunft angesiedelt und verhandeln auf unterschiedlichste Art und Weise Gesellschaftskritik: mal auf ernste, mal auf satirische Weise; mal von leichter Hand vordergründig geschrieben, mal subtil und für den Leser nur schwer zugänglich. Nicht zuletzt aber steht der Literaturbetrieb oft selbst im Mittelpunkt des Geschriebenen, bisweilen auch aktuelle Gesellschaftsentwürfe oder politische Ideologien. Vor diesem Hintergrund ist sicherlich Thomas Morus' *Utopia* aus dem 16. Jahrhundert und seine darin verankerte Bestandsaufnahme der damaligen englischen Gesetzgebung eine Blaupause für alle weiteren literarischen Utopien respektive Dystopien – gleich, ob es sich dabei um Orwells zeitloses *1984* handelt oder Aldous Huxleys *Schöne neue Welt*. Den Nachfolgern ist gemein, dass der Handlungsort oft insular ist, ein exklusives topographisches Moment also, hermetisch und jenseits bekannter Gesellschaftsordnungen. Zwischen Paradies und Verbannung oszillieren die verschiedenen Entwürfe, in deren Reihe Ann Cottens *Verbannt* eine konsequente Fortentwicklung in Versform darstellt, aber auch eine fabulöse Destruktion von bereits Bekanntem ist. „Anarchie und Tradition“ – in diesem Zwiespalt oder besonderen Raum eines Möglichkeitsdenkens im Musilschen Sinne lässt sich Ann Cottens *Verbannt* auch inhaltlich verorten.

Auf der vermeintlich einsamen Insel namens „Hegelland“ trifft die verbannte Fernsehmoderatorin nicht nur auf einen Bürgermeister namens „Wonnekind“, sondern im weiteren Verlauf auch auf etliche Männer, die sich als Quäker und Anhänger der „Schraubenreligion“ entpuppen. Die Protagonistin unterliegt währenddessen, immer wieder ihr Lexikon konsultierend, einer erstaunlichen Metamorphose und wird zum „Hermes Wolpertinger“, der mit einem überdimensionierten, von innen begehbaren Penis ausgestattet ist. Die Zentauren von Arno Schmidts *Gelehrtenrepublik* samt antiken Anleihen meint man hier im Hintergrund schimmern zu sehen, aber auch Jules Vernes Konstruktion der *Propellerinsel*, diesem von vielen Schrauben betriebenen Schiff, das das amerikanische Festland verlässt, eine soziale Revolte bereits unter Deck schwelend. Und auch bei Ann Cotten bahnt sich Veränderung an, denn so einsam ist es auf der Insel beileibe nicht. Die Insel-Berichterstattung erfolgt über drei Presseorgane, die „Na-Presse“, die „Zy-Presse“ und das „Wisch-Blatt“, die sich durch Naivität, Ironie und Simplizität auszeichnen. Dazwischen stromert der Internetspion Pan Orama, dessen Namen an Peter Hacks' Märchen *Meta Morfoß* und seinen genderpolitischen Kontext denken lässt. Zu guter Letzt aber wird die Insel von Frauen aus dem Internet überschwemmt, denn „das Internet ist pleite“, sodass die nichtsahnenden Inselbewohner sich über Nacht mit dem Aufkommen einer Frauenbewegung



Irene Klaffke: Nachts stürzende weibliche Bäume (2010).
Lavierte Federzeichnung.

konfrontiert sehen. Und spätestens dann sollte klar sein, dass der Inhalt in *Verbannt!* durchaus eine große Rolle spielt und entdeckt sein will. Diskurse über unser Medienverständnis, die fragwürdige Abbildung von Fakten, aber auch der Umgang mit Begriffen wie „Wahrheit“ sind hier äußerst klug eingeflochten. Wie wollen wir leben? Diese Frage bildet nahezu unsichtbar einen Rahmen, in den Ann Cotten ihre vielen Handlungsstränge einwebt. Ganz nebenbei fließen großartig gearbeitete Passagen über die Vermüllung der Ozeane in die dahin plätschernden Spenser-Strophen ein, wird ein ökologisches Bewusstsein also durchs Hintertürchen vermittelt, verbalisiert von einem sprechenden Pelikan:

[...] schreie jäh auf: „Wie bitte?“, dann, die Langmut
des freundlichen Meeresvogels noch weiter strapazierend,
der mir von neuem mit zärtlichem Schnabel kundtut,
wie kleine Körnchen, ihre Strände zierend
und nicht mehr viele Wirkstoffe verlierend,
als Kissenfüllung dienten und sie öfters träumen ließen
die Träume der ErfinderInnen. In der Produktion zerflossen
Träume mit den Wirkstoffen, die aus Mikroschrot verschleifen.
„Auch ich habe schon viel Mikroplastik genossen“ [...]

Die Entscheidung Ann Cottens, ihr utopisches Szenario samt eigenwilliger Belegschaft in Spenser-Strophen anzulegen und folglich das Reimschema (ababbcbcc) nahezu konsequent anzuwenden, bleibt nicht ohne Einfluss auf den Inhalt der einzelnen Strophen. Einmal mehr zeigt sich gerade in der Verwendung der Spenser-Form Ann Cottens Fabulierlust, angefeuert durch die

Vers-Begrenzung, die immer wieder neue Möglichkeiten eröffnet und der Autorin Hang zu Neologismen und Erfindungsreichtum regelrecht auf die Höhe zu treiben scheint. Und das ist auch gut so. Denn selten liest man sich durch ein sprachlich so differenziertes Feld zwischen Mythologie, Gegenwartsspiegelung, aber auch bloßen Wortspielereien, das trotzdem oder gerade deswegen einen Raum für Selbstreflexion und ein neutrales Umfeld für pathetische Begriffe wie etwa die „Seele“ eröffnet. Dass hier Kant und das „Seele“-Nachschlagen im Konversationslexikon eine philosophisch-ironische Legierung eingehen, die Sprachfreude mit philosophischen Grundfragen verbindet, macht dieses Versepos wiederholt so lesenswert. Denn erst in der Wiederholung werden die inhaltlichen Ausmaße klar, die Ann Cotten in ihren Sprachfinessen sorgsam ein- und verkleidet und die sich erst Schicht für Schicht, Strophe für Strophe, zeigen:

O könnt ich aufwachen! Stattdessen werd ich lesen.
Robben zuerst, dann Immanuel Kant.
Erstere gibt es nicht. Dafür ein Meer diverser Seewesen.
Seebären sind, was ich jetzt -löwen genannt.
Seeauswurf, Seebader, Seebälle und Seeband,
Letzteres, denkbar, eine Art von Alge. Irgendwie gefällt's mir.
See-Eiche, See-Einhorn, See-Elefant, See-Elster,
See-Erz, Seefähigkeit, Seefahrtsbruch, Seefahrtskunde,
Seefedern. Strophe aus. Ich mach noch eine zweite Runde.

Ann Cotten, *Verbannt!* Versepos. Mit Illustrationen von Ann Cotten, Berlin: Suhrkamp 2016 (edition suhrkamp), ISBN 978-3-518-07143-4, 163 Seiten, 16 EUR.

SIMONE SCHARBERT, 1974 in Bayern geboren, Studium der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft in Augsburg, München und Wien; Promotion über die Osterweiterung der EU und Visegrád. 2016 Finalistin des „Irseer Pegasus“ sowie Stipendiatin des „Raniser Debüts“; Veröffentlichungen in verschiedenen Magazinen und Literaturzeitschriften, u. a. *entwürfe*, *Krautgarten*, *Signum*, *Konzepte* und *Jahrbuch der Lyrik* 2017. – Mehr auf www.simonescharbert.de.

themenschwerpunkt
Vor dem Ausbruch

mitherausgegeben von
Caroline Hartge



Heimito von Doderers letztes Wohnhaus in Wien (2016).

EVA MENASSE: HEIMITO VON DODERER
besprochen von Martin Schlemmer

„Heimito wer?“ Nimmt man die Autorin des hier zu besprechenden Buches Eva Menasse beim Wort, kann man mit der Frage nach dem vielleicht bedeutendsten österreichischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts „auf der Straße“ oder bei der nächsten Party lediglich erstauntes Kopfschütteln ernten: „Fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tod sind in Deutschland Menschen, die Heimito von Doderers Namen kennen, entweder beruflich mit Literatur beschäftigt oder überdurchschnittlich gebildet“ (S. 9). Ähnliches gelte in geringfügig abgeschwächtem Maße für Österreich – was der Rezensent aus eigener Anschauung bestätigen kann.

So fristet Heimito von Doderer (1896–1966) das Schicksal des weithin Vergessenen – dem auf einer einsamen Insel Gestrandeten gleich. Überhaupt ist Doderer ein Autor, der prädestiniert zu sein scheint für die „Kalmenzone“, für die „Insel“. War er doch selbst zeitlebens in gewisser Hinsicht isoliert. Dies galt für den Kreis der Schriftstellerkollegen genauso wie für den zwischenmenschlichen Bereich – trotz zahlreicher amouröser Beziehungen, in jungen Lebensjahren eher zu Männern, in fortgeschrittenem Alter zu Frauen. Hierfür wenigstens mitverantwortlich war laut Eva Menasse die ausgeprägte Selbstbezogenheit des Literaten.

Die Autorin unternimmt nun den Versuch, mittels eines Bildbandes Licht ins Dunkel zu bringen, in dem sie, Doderers Werk streifend, in erster Linie die Biografie des Literaten beleuchtet. In sieben kurzen Textbeiträgen, welchen jeweils eine passende Bebilderung an die Seite gestellt ist, vollzieht Menasse bedeutsame Abschnitte des Lebensweges ihres Protagonisten nach. Die Abbildungen zeigen zum größten Teil Doderer und ihm nahe stehende Personen sowie Szenen aus dem zeitgenössischen Wien, aber auch Zeitungsannoncen des Schriftstellers (S. 18: „Junger Doktor aus guter Familie [...] sucht Anschluss an ca. 40jähr. disting. israel. Dame (Wienerin) von nur sehr starker (korpulenter) größerer Figur u. schwarzem Haar“), Manuskriptseiten, typische Kompositionszeichnungen und den Mitgliedsausweis der Reichsschrifttumskammer. Zum Teil haben die Abbildungen illustrierenden Charakter, nicht selten ermöglichen sie jedoch darüber hinaus gute Einblicke in Selbstsicht und Selbstinszenierung Doderers, etwa wenn sich dieser mit Pfeil und Bogen im Anschlag, gerade einmal die Scham mit Textil bedeckt, in der „freien Natur“ ablichten ließ (S. 60).

Doderer weilte die ersten Lebensjahrzehnte, wie die Autorin weiß, auf der „Insel“ seiner wohlhabenden Familie, ehe er mit seinem Werk endlich – er war gerade im Begriff, am altherwürdigen Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien die Archivarslaufbahn einzuschlagen – erfolgreich an und in die Öffentlichkeit trat. Kometengleich stieg er auf, verpasste den Nobelpreis nur knapp, um anschließend ebenso rasch am Literatenhimmel zu verglühen.

Der Leser erfährt von Doderers schwierigem Verhältnis zu seinem Vater, Wilhelm von Doderer, für den die körperliche Züchtigung zum Erziehungsalltag zählte, von Doderers ausgefallenen sexuellen Phantasien und seiner Vorliebe für „Dicke Damen“, von Doderers Antisemitismus und frühzeitigem Eintritt in die (österreichische) NSDAP und von seinen – letztlich weitgehend unglücklich verlaufenen – Dauerbeziehungen, darunter zwei Ehen.

An Doderers Dornröschenschlaf ändern vermutlich auch die zahlreichen Essays und Publikationen sowie die entsprechenden Rezensionen nichts, die pünktlich zum 50. Todesjahr Doderers erschienen sind (so neben dem hier besprochenen Bildband etwa Klaus Nüchtern, *Kontinent Doderer. Eine Durchquerung*, München 2016). Ähnlich dürfte es sich mit dem Lobe aus beruflichem Munde – um das von Doderer so geliebte „Dativ-E“ zu bemühen – verhalten: Immer wieder brachten Experten der Literatur ihre Wertschätzung für Doderer zum Ausdruck, so zum Beispiel Claudio Magris in seiner Monografie über die Stadt Triest – allein: ohne großen Widerhall.



Die Strudlhofstiege in Wien (2016).

So wünscht man sich, dass viele Menschen „Doderer nur endlich aufschlagen“ (S. 11). Gerne können sie dabei mit Menasses Bildband beginnen – vielleicht ja auf einer einsamen Insel. Zum Einstieg empfiehlt Menasse nicht etwa das wohl bekannteste Werk *Die Strudlhofstiege*, sondern Doderers letzten vollendeten Roman *Die Wasserfälle von Slunj*. Da die Autorin Doderers Œuvre Suchtpotenzial bescheinigt, sollte man allerdings beizeiten an die Gewährleistung des Nachschubs denken.

Eva Menasse, *Heimito von Doderer*, Deutscher Kunstverlag: Berlin/München 2016 (Leben in Bildern), ISBN 978-3-422-07351-7, 88 Seiten, 22 EUR.

MARTIN SCHLEMMER, geb. 1975, promovierter Historiker, ist Archivar im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Duisburg).

Theobald Wolfe Tone (1763–1798)

EIN IRISCHER REVOLUTIONÄR IN BONN

Auszug aus seinem Reisetagebuch

Theobald Wolfe Tone, geboren in Dublin, Sohn eines Wagenmachers und kurzzeitig als Jurist tätig, gehörte 1791 zu den Mitbegründern der Society of United Irishmen, die ihre emanzipatorischen Ziele anfangs auf parlamentarischem Wege zu erreichen suchte. Seit Mitte der 1790er Jahre arbeiteten Tone und seine Mitstreiter auf eine französische Invasion in Irland hin, um so die britische Herrschaft zu überwinden. Die Revolutionsregierung in Paris ging auf diesen Plan ein, mit dem u. a. General Lazare Hoche befaßt wurde. Tone wurde der französischen Armee eingegliedert. Bei dem Versuch, in den irischen Aufstand von 1798 einzugreifen, wurde Tone gefangen genommen, nachdem bereits mehrere Militäroperationen gegen das britisch beherrschte Irland gescheitert waren. Dem Todesurteil, das ein britisches Kriegsgericht über ihn verhängte, entzog er sich durch Selbsttötung. Bis heute wird er in Irland als Freiheitskämpfer verehrt und spielt auch in der Populärkultur eine nicht geringe Rolle.

In unserem Text geht es u. a. darum, daß Wolfe Tone mit Zustimmung Hoches in Hamburg andere Iren kontaktieren wollte, um eine neue Expedition vorzubereiten. Er hoffte, dort auch seine Frau Matilda und die gemeinsamen Kinder wiederzusehen. – Henri Shée war damals Präsident der Verwaltungskommission für die französisch besetzten linksrheinischen Gebiete. – Das Theaterstück *Robert, chef de brigands* von La Martelière (1793) spielt tatsächlich wohl nicht in der Bonner Gegend, wie Tone glaubte.

9 Apr. 1797

[...] Left Mr Sheé with his commissioners and walked about Bonn, which is a charming little town. It was the residence of the Elector of Cologne, who has a most superb palace; indeed except the Château de Versailles, it is by much the finest I ever saw; the King of England has nothing like it. It is now converted into an hospital for the French soldiers and I am sorry to see it already a good deal damaged. The garden is likewise metamorphosed into a park of artillery, in which however there are at present but a few caissons. About a quarter of a mile from the town, there is a second palace, not so magnificent as the first but which I should certainly prefer for a residence, called Poppelsdorff; it was the Elector's country seat and it has, I am told, a handsome *jardin anglois*; it is also converted into an hospital. Before the war the road from Cologne to Bonn, being fifteen miles, was planted on both sides, like an avenue, but all the trees are now cut down and the beauty of the road is lost. But this is one of the least inconveniences of war. Opposite to Bonn, on the other side of the Rhine, are the Seven Mountains, which form a very striking and picturesque object; three of them are surmounted by castles and furnished in former days a retreat to the famous Robert, *chef de brigands*. The Rhine itself here presents nothing very remarkable; it seems to me something, but not much, larger than the Shannon at Athlone. The water just now is muddy, but I do not know that it is always so. On the opposite bank is also the abbey of Siegburg, situated on the summit of a hill, and forms a very striking object. [...] Came home early and went to bed. I am not at all well. The continual chagrin and uneasiness of my mind in a certain degree affects my health. What a difference would it make in the day I have spent at Bonn if I had my poor Love with me! What shall I do if the General does not send me to Hamburg?

10 Apr. 1797

Called on Mr Sheé early and found him engaged. All the places in the *diligence* for Cologne are taken for today, so now I must wait till tomorrow, confound it! I am in the utmost impatience to know what decision the General will take with regard to my application. Walked round the town and in the environs for two hours; it is fortified after a manner, but they are I believe the most peaceable fortifications in Europe; the fossé is converted into a number of little gardens, which are admirably well kept; the interior of the bastions form also so many gardens, in each of which is a handsome summerhouse. One of them contains the *hortus botanicus*, with a delightful house

in the middle. I have not seen anything so pretty of a long time. I thought immediately if I had that house and garden, with a decent competence and my dearest Love and our little babies about me, I should be the happiest man in Europe. Spent half an hour contemplating the Sept Montagnes, which appear more and more picturesque and striking. Higher up the river is a hill, not very high but which rises abruptly, the top of which is crowned with a castle of considerable extent. I do not know its name, but it is a noble object in the landscape. On my return discovered a delightful little farm-house with a patch of woodland behind and a few acres of excellent land about it, which would suit me to a miracle. I think I am grown covetous today. I want everything I see. Altogether the town and environs of Bonn are charming and, if my mind were at ease, I should enjoy this little trip exceedingly. What would I give to have my poor love with me today! Well, come what will, I will not speak of her again, if possible, until we meet. I am weary of complaints, which profit me nothing. Let me see now what General Hoche will determine. I hear the campaign will open the 15th. It is a good time for me to propose going to Hamburgh! I cannot conceive a situation much more painful than mine is at this moment. [...]

Benutzte Textausgabe: *The Writings of Theobald Wolfe Tone, 1763-98*. Volume III: France, the Rhine, Lough Swilly and death of Tone, January 1797 to November 1798. Edited by T. W. Moody, R. B. McDowell and C. J. Woods, Oxford: Clarendon Press 2007, S. 46-48.



Georg Büchner (1813–1837)

LENZ

Auszug mit einer Erläuterung von Caroline Hartge

Zu seinen Lebzeiten wurde der Literat Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1751 in Sesswegen/Casvaine [heutiges Lettland] – gest. 1792 in Moskau) etliche Jahre lang in einem Atemzug mit seinem Freund Johann Wolfgang Goethe genannt; die zeitgenössische öffentliche Meinung war durchaus uneins darüber, wessen Genie höher zu schätzen sei. 1776 trennten sich die Wege der einstigen Gefährten abrupt, führten diesen zu höchstem öffentlichen Ansehen und Ehren gepaart mit häuslichem Glück und jenen in wechselhaftes Exil, unstete Existenz und gelehrsame Not.

Lenzens Leben und Werk – vor allem die beiden Bühnenstücke *Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung* (Leipzig 1774, UA Hamburg 1778) und *Die Soldaten* (Leipzig 1776, UA Wien 1863) – gerieten jedoch nicht in Vergessenheit, sondern behaupten bis heute ihren Platz in der Geschichte der deutschen Literatur und damit Lenzens Platz als Vordenker und verhinderten Reformator, obgleich es ihm selbst nicht möglich war, die weiten Würfe seiner literarischen wie gesellschaftlichen Visionen auf hoffähiges oder anderswie verwertbares Format zurechtzustutzen.

In jedem Jahrhundert seit Lenzens Tod haben sich Dichter und andere gefunden, die in der einen oder anderen Weise auf ihn zurückgekommen sind: Bernd Alois Zimmermanns Oper *Die Soldaten* wurde 1965 in Köln uraufgeführt. Bertolt Brecht inszenierte *Der Hofmeister* 1949/50 am Berliner Ensemble. Ein Jahrhundert zuvor hatte sich ein anderer Dichter Lenzens angenommen, einer, dessen Leben noch kürzer währte und in seiner eigenen Werk- und sonstigen Fülle das Ideal des Sturm und Drang einlöste, das in Lenzens Jugend gegolten hatte – Georg Büchner (geb. 1813 in Goddelau bei Darmstadt – gest. 1837 in Zürich).

Seine Fragment gebliebene Erzählung *Lenz* erschien postum, 1839 in Hamburg. Darin vollzieht Büchner den Verlauf von Lenzens realem Aufenthalt im Januar/Februar 1778 beim Pfarrer Oberlin in Waldersbach im „elsässischen Sibirien“ der Hochvogesen nach, in dessen Verlauf sich erste Anzeichen einer psychischen Erkrankung bei Lenz zeigten.

Oberlin selber hatte einen Bericht über den knapp drei Wochen dauernden Aufenthalt Lenzens verfasst. Als er 1826 starb, kamen die Nachricht von seinem Tod und Nachlass auf zwei Wegen auf Büchner: über seine Braut Luise Wilhelmine Jaegle, deren Vater, selbst Pfarrer, Oberlins Leichenpredigt gehalten hatte, und über seinen Freund August Stöber, dessen Vater drei Abschriften von Oberlins Bericht angefertigt hatte. Diese Abschriften gingen an Ludwig Tieck, der eine Ausgabe von Lenzens Werken herausbrachte, an August Stöber, der sie 1839 in der elsässischen Zeitschrift *Erwina* veröffentlichte, und an Georg Büchner.

[...]

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Tals geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuren Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung – eine schreckliche Leere, und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte nichts. Was er tat, tat er nicht mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinkt. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräch stockte er oft, eine unbeschreibliche Angst befahl ihm, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stockte und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arm faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein oder las er, war's noch ärger; all seine geistige Tätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen. Dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst; er verwirrte sich ganz, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehen – die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, alles traumartig, kalt. Er amüsierte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden

seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Tier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl herunter, die Katze ebenfalls: sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie geriet in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu; Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlich entstelltem Gesicht; wie in Verzweiflung stürzten beide aufeinander los – da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich aufs schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann geriet er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand: er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn; er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er selbst tat es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb: es war, als sei er doppelt, und der eine Teil suche den andern zu retten und riefte sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existiere er allein, als bestünde die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: „Konsequent, konsequent“; wenn jemand was sprach: „Inkonsequent, inkonsequent“; – es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit.

[...]

Benutzte Textausgabe: Georg Büchner, *Lenz. Der Hessische Landbote*, Stuttgart: Reclam 1957 (Universal-Bibliothek Nr. 7955), S. 30–32. Zur weiteren Vertiefung eignen sich das Nachwort zu dieser Ausgabe von Martin Greiner sowie Sigrid Damm, *Vögel, die verkünden Land*. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz, Berlin: Insel 2015 (Insel-Taschenbuch 4418).

CAROLINE HARTGE, geb. 1966, studierte Anglistik, Hispanistik und Geographie und lebt in Garbsen bei Hannover. Ihre Gedichte erschienen u. a. im *Neuen Conrady* (2000), im *Jahrbuch der Lyrik* (2009ff.) und der *ZEIT* (2013); zuletzt veröffentlichte sie als zehnten Gedichtband *Lose Wolken* (Verlag Peter Engstler, 2012). Sie ist auch als Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturwissenschaftlerin tätig. – Mehr auf www.carolinehartge.de.

DER LIEBLINGSPLATZ FÜR GEWINNER



DIE TÜRKISE TÜR

Dieses Zögern. Immer dieses Zögern. Millas Hand ruht auf der Klinke, Sahara winselt zu ihren Füßen, die Schnauze angehoben und die runden, braunen Augen auf Millas Gesicht gerichtet. Milla selbst starrt mit offenstehendem Mund auf die türkise Tür. Sie bewegt sich nicht, nicht einmal ihre Finger zittern. Als wäre sie eingefroren oder immer nur eine Statue gewesen. Jedes Mal dieses Zögern. Es wird wieder auf die gleiche Weise enden.

Ich würde ja etwas sagen. *Öffne*, vielleicht. Oder *tu es*. Aber ich weiß, das bringt nichts. Hat noch nie etwas genutzt, würde wieder nichts nutzen. Milla würde mich vermutlich gar nicht hören. Sie ist jetzt ganz woanders. Was ich da sehe, fast nackt vor der türkisen Tür, ist nicht meine Freundin Milla; es ist eine Gestalt aus Fleisch, Haut und Knochen, die einmal Milla gehört hat. Jetzt gehört sie i h r. Der Anderen.

Wenn ich dem Kalender, den die Andere uns geschenkt hat, glauben kann, sind Milla und ich seit vier Monaten in diesem Zimmer. Es fühlt sich länger an. Ich glaube manchmal, es ist gar nicht dieses Leben gewesen, in dem ich den Bus bestiegen habe, der mich nach Hause hätte bringen sollen und stattdessen hierher gebracht hat. Zwischen damals und heute liegt mehr als bloß Zeit. Zwischen dem Ich im Bus und mir liegt eine scherbengefüllte Schlucht, die die Andere eigenhändig gegraben hat.

Wir stehen vor der türkisen Tür, Milla und ich, und ich zittere genug für uns beide. Ich habe Angst vor der Tür, auch wenn ich es Milla gegenüber stets leugne. Vor kurzem hat sie mich gefragt, wieso nicht i c h die Tür öffne, wenn ich es für so einfach halte. Ich habe ihr erklärt, dass sie die ist, die sie öffnen m u s s. Das weiß sie genauso gut wie ich, das haben wir doch erkannt, sie soll sich nicht so dumm stellen.

Milla und ich sind eingesperrt in dem Haus der Anderen, in dem Zimmer im zweiten Stock, das keiner betreten kann. Keiner außer die Andere selbst und alle, die sie hineingeleitet. Das hat die Andere uns gesagt, gleich am ersten Morgen, nach den schlaflosen, schmerz erfüllten Stunden auf dem kahlen Steinboden. Damals hat sie uns noch keine Matratzen gegeben. Die haben wir uns erst verdienen müssen. Indem wir einen Tag lang, von Morgenröte bis Sonnenuntergang, still sind. Das haben wir am vierten Tag geschafft.

Die Andere ist mit uns im Bus gesessen. Milla behauptet manchmal, dass das nicht stimmt. Nachts, wenn wir nebeneinander liegen und uns vor den Geräuschen fürchten, die von den unteren Stockwerken zu uns hochdringen. Wenn durch den Spalt im Holz vor dem Fenster kein Licht dringt, sondern nur noch tiefere Schwärze. Wenn die türkise Tür, die keinen Schatten wirft, kleiner und kleiner zu werden scheint und etwas von außen an der Klinke rüttelt und rüttelt und rüttelt, was wir uns anfangs eingebildet haben, bis es dann wirklich so gewesen ist. Dann behauptet Milla, dass die Andere nicht im Bus gesessen, sondern den Bus gelenkt hat. Oder dass sie neben dem Bus hergeflogen ist, neben ihrem Fenster, hineingrinsend mit schiefen Zähnen und schwarzen Augen. Ich sage Milla, dass das nicht stimmt. Ich versuche, überzeugend zu klingen. Ich scheitere.

Die türkise Tür ist eine türkise Mauer. Sahara steht auf, tappst murrend ein paar Schritte von Milla weg, setzt zum Sprung an, bricht den Sprung ab und tappst wieder auf Milla zu. Ob er sie zum Spielen auffordert oder dazu, endlich die Tür zu öffnen, weiß ich nicht. Sahara setzt sich wieder hin.

Den Hund haben wir bekommen, als am Kalender der erste Monatswechsel stattgefunden hat. Die schwülstigen Lippen der Anderen haben sich wie eine Nacktschnecke ausgedehnt, ein Lächeln aus einem frischen Grab. Das pelzige Geschöpf ist ihr hinterher in den Raum gewackelt, unsicher auf drei Beinen, ängstlich und doch neugierig. Die Andere hat ihn als José vorgestellt. Milla hat ihn weinend in die Arme genommen. Sobald die Andere uns mit ihm alleingelassen hat, hat José mich auch begrüßen wollen. Ich habe ihn gegen die Wand geworfen. Er gehört der Anderen, der Anderen, er ist ihr Diener. Sie ist eine Hexe und er ihr Dämon. Ich habe ihn gehasst und mich gefürchtet. Dann hat Milla ihn Sahara genannt, wie unsere Katze. Ich habe mich in



Irene Klaffke: Das Frühstück (2011).
Aquarell und Mischtechnik.

dieser Nacht gefragt, ob unsere Katze verhungert ist, weil wir meine kleine Schwester nur für die drei Tage unseres Urlaubs gebeten haben, sie zu füttern. Sahara der Hund hat meine Matratze aufgesucht, um sich zu versöhnen, und ich habe ihn wie Milla umarmt und geweint.

Sahara ist größer als noch vor all diesen – Wochen? Aber auch dünner. Ich sehe seine Rippenknochen durch das karge Fell. Die Andere holt ihn jeden zweiten Tag, ich glaube, dann füttert sie ihn. Muss sie tun, sonst wäre er tot. Anfangs haben wir ihm noch Stücke von dem Brot gegeben, das die Andere uns bringt, oder kleine Fetzen von den Speisen, die wir alle paar Tage bekommen, den Hühnerkeulen, dem Käse, dem Schinken. Die Mahlzeiten werden allerdings immer kleiner. Auch wenn Sahara noch so bittelt, wir haben aufgehört, mit ihm zu teilen. Aus Protest hat er wieder angefangen, in unser Zimmer zu pinkeln. Für ein paar Tage ist er stubenrein gewesen. Wenigstens schießt er nicht. Die paar Male, die er das gemacht hat, hat die Andere die Häufchen entfernt und ihn verprügelt.

Wir haben ein Klo im Eck. Vor vier Nächten hat Milla versucht, sich in der Toilettenschüssel zu ertränken.

Millas Hand zuckt. Für einen Augenblick glaube ich, es sei endlich soweit. Aber die Bewegung muss unwillkürlich gewesen sein. Milla steht steif da wie zuvor.

Alle zwei Wochen hören wir, wie unten im Haus eine Tür zufällt und dann – nichts mehr. Totenstille. Sogar Sahara schweigt in den Minuten nach dem lauten Krachen der Tür; sie muss schwer sein, aus Metall vielleicht. Der Hund lauscht mit gespitzten Ohren wie wir, aber kein Ton dringt zu uns durch, nicht das Radorauschen, das üblicherweise das ganze Haus erfüllt, nicht der gewohnte Lärm, den die Andere beim Putzen und Kochen veranstaltet – zumindest klingt es immer, als würde sie staubsaugen und waschen, hacken und quirlen. Außer eben in den paar Stunden alle zwei Wochen.

Und dann stehen wir vor der türkisen Tür und wollen sie öffnen.

Und Milla traut sich nicht.

Ich würde sie selbst öffnen, aber es geht nicht. Wie gesagt, Milla muss es tun. Die Andere ist eine Hexe und sie hat die Tür verflucht. Und nur Milla kann die Klinke berühren. Würde ich es versuchen, würde meine Hand in Flammen aufgehen. Oder schmelzen. Oder zu Stein erstarren. Ich weiß es. Milla glaubt es mir.

Die Andere hat uns so etwas in der Art zu verstehen gegeben, gleich am ersten Tag. Sie hat die Tür nicht abgesperrt, aber sie hat uns gewarnt: Wenn wir versuchen, den Raum zu verlassen, sind wir tot. Und sie hat mich dabei angefunkelt, in einer Weise, die bewiesen hat, dass sie kein Mensch ist.

Sie ist böse, flüstere ich Sahara nachts zu, wenn Milla schläft. *Und sie hasst mich mehr als Milla*. Das weiß ich mit einer Sicherheit, die nicht natürlich ist. Das hat die Andere mir nicht gesagt und doch gesagt.

Milla weicht endlich von der türkisen Tür zurück, fällt hintenüber, als wäre sie gestoßen worden. Heulend bricht sie zu meinen Füßen zusammen, während Sahara sich auf sie stürzt, froh, dass endlich jemand zu ihm auf den Boden kommt und mit ihm spielt. Ich will ihr sagen, dass es in Ordnung ist, dass sie sich nichts draus machen soll, dass es das nächste Mal bestimmt klappt.

So etwas Ähnliches habe ich zu ihr gesagt, als wir damals den Zug verpasst haben. Weil sie zu lange gebraucht hat vor dem Spiegel. Milla hat sich so geschämt, sich so oft entschuldigt. Obwohl ich ihr gesagt habe, dass es in Ordnung ist. Dass wir ein Taxi zum Flughafen nehmen können. Aber Taxis in der Gegend sind zu gefährlich, haben wir dann gedacht. Wir können mit dem Bus fahren, haben wir beschlossen. Zumindest ein Stück.

Ich sage nichts, sehe nur Sahara dabei zu, wie er um Milla tänzelt, mit dem Schweif wedelt, unbeholfen bellt, seine Vorderpfote auf Millas Oberschenkel abstützt und sich dann neben ihr auf den Rücken wirft. Der arme Hund. Die arme Milla.

Meine Hand greift nach der Türklinke, ehe ich weiß, was geschieht. Es ist nicht meine Absicht, es folgt keiner Entscheidung. Es passiert einfach. Milla bemerkt gar nicht, was ich tue, sie hat das Gesicht in den Händen vergraben und wimmert. Wimmert wie Sahara.

Meine Hand geht nicht in Flammen auf und erstarrt nicht zu Stein oder Eis, sie fällt nicht ab – aber es tut trotzdem weh.

Es tut weh, weil sich die Haut von den Knochen abzuziehen beginnt. Fleisch ist da nicht mehr viel. Ich sehe, wie die Haut sich zurückrollt, ich sehe Sehnen hervortreten, von denen sich die Adern lösen.

Ich ziehe die Hand zurück. Der Schrei bleibt im Rachen, droht mich zu ersticken. Meine Hand ist wieder heil. Die türkise Tür ist geschlossen.

Milla hat endlich aufgeblickt. Sie wispert meinen Namen. Ich bleibe still.

Wir sind für immer hier, oder?, fragt Milla mit tonloser, schwacher Stimme.

Nein, will ich antworten. Aber ich bin eine schlechte Lügnerin.

THOMAS KODNAR, geboren 1992, absolviert gegenwärtig das Doktorstudium der Philosophie an der Universität Wien. Affiliert mit dem club poesie Wiener Neustadt, dem Verein Doomsday Films und der Kulturinitiative glashaus. Bevorzugt die Genres Fantasy und Horror. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.

Nicole Makarewicz

HIMMEL. HÖLLE.

Sein Zimmer kommt ihm kleiner vor. Verbraucht, als wäre ihm jegliche Energie entzogen. Eine verblasste Fotografie, die nur zeigt, was auf den ersten Blick erkennbar ist. Nichts hier hat sich verändert. Nicht seit dem großen Umbau vor vier Jahren, als seine Eltern ihm dieses Zimmer eingerichtet haben. Gedämpfte Farben, Erdtöne, die Möblierung minimalistisch. Cool und erwachsen. Dass er mitentscheiden durfte, hat ihm das Gefühl gegeben, endlich ernst genommen zu werden.

Er grinst freudlos. Nichts verbindet ihn mehr mit dem Dreizehnjährigen, der so leicht zufriedenzustellen war. Er hat sich gehäutet, innerlich und äußerlich, hat sein altes Ich abgelegt. Aber nur er hat sich vergessen. Seine Eltern und Lehrer, selbst seine Freunde erinnern ihn immer wieder an den, der er nicht mehr sein kann und will.

Er starrt die Wand über seinem Schreibtisch an, die Farbe irgendetwas zwischen Lehm und Matsch, und verschließt sich den Erinnerungen, die auf ihn einströmen.

Mit geschlossenen Augen memoriert er den Plan, den er in den letzten Wochen mit fast schon religiösem Eifer zu Papier gebracht hat. Er kennt jeden Raum des Gebäudes, jede Abstellkammer, jede Toilette, weiß über die Anzahl der Fenster Bescheid und über jene der Stufen im Treppenhaus. Er weiß, welche Türen sich absperren lassen, und wann welche Räume von wem genützt werden. Er kennt jeden toten Winkel, weiß über neuralgische Punkte Bescheid, kennt alle Fluchtwege. Er hat sich vorbereitet, die Mission im Kopf hunderte Male durchexerziert.

Die Tabletten helfen. Gegen die dennoch immer wieder aufkommenden Zweifel. Die Schuldgefühle, die seine argumentative Wehrmauer zu unterspülen drohen, wenn er schweißgebadet aus dem Schlaf schreckt, einer Alptraumhöhle entronnen. Ohne chemische Rettungsleine würde er hilflos in seinen Gedanken ertrinken.

Auf seinem Schreibtisch liegen seine beiden in Einzelteile zerlegten Skateboards. Seine Eltern glauben, dass er sein altes Hobby wiederentdeckt hat. Noch immer verblüfft es ihn, wie bereitwillig sie sich täuschen lassen, dass sie nur sehen, was sie zu sehen erwarten. Sie sind seine Eltern, aber sie wissen nicht das Geringste über ihn.

Er hat seine Zimmertüre abgesperrt, obwohl seine Eltern seine Privatsphäre bisher immer respektiert haben. Er ist vieles, leichtsinnig ist er nicht. Aus dem Versteck unter dem Bett holt er seinen für morgen vorbereiteten Rucksack, um noch einmal seine Ausrüstung zu kontrollieren.

Er hält die Pistole in der Hand, ist froh, dass er sich bereits an sie gewöhnt hat. Mit vollem Magazin wiegt sie etwa 900 Gramm, ein nicht zu unterschätzendes Gewicht. Das harte Training, die Disziplin, die er sich aufgezwungen hat, wird sich morgen bezahlt machen. Er lädt die Glock, dann kontrolliert er die restliche Munition. Um sicher zu gehen, hat er fünf Magazine mit je sieben Schuss eingepackt. Als er die Pistole im Rucksack verstaut, zittert seine Hand. Er schließt die Augen, atmet tief durch. Er hat keinen Grund, nervös zu sein.

Er hat ein Ziel.

Nichts hat sich verändert. Außer ihm.

Sein Magen hat sich zu einer harten Kugel verklumpt. Seine Hände sind eiskalt und er hat das Gefühl, nicht genügend Luft zu bekommen. Darüber, nervös zu sein, ist er längst hinaus. Er versucht, sich auf das Kommende zu fokussieren, Punkt für Punkt seines Plans abzuarbeiten. Anstatt das Frühstück auszulassen, zwingt er sich dazu, eine Banane zu essen und ein großes Glas Milch zu trinken. Um einem eventuellen Blutzuckerabfall vorzubeugen, hat er einige Müsliriegel in seinen Rucksack gepackt. Er bezweifelt, dass er Hunger oder Durst verspüren wird, er kennt die Auswirkungen des Adrenalins.

Er hat geduscht, was er normalerweise abends macht, sich rasiert und sich mit einem extrastarken Deo eingesprüht.

Vor zehn Minuten hat der Unterricht begonnen. Er kommt zu spät, zum ersten Mal in seinem Leben. Unpünktlichkeit ist ihm verhasst, aber heute ist alles anders. Er trägt Jeans, ein schwarzes T-Shirt, einen grauen Kapuzenpulli und seine bequemsten Sneakers. Es ist warm, der Altweibersommer legt sich noch einmal so richtig ins Zeug und die klare Luft schmeckt würzig und frisch.

Die Straßenbahn hat Grün, aber er beeilt sich nicht. Ein paar Minuten noch den Sonnenschein im Gesicht spüren, den nahenden Herbst im Wind schmecken, dem Rauschen des Verkehrs lauschen, das sich ein bisschen anhört wie das Meer. Abschied nehmen vom Sommer und allem anderen. Die Ampel springt auf Rot. Einen ewigen Moment lang kämpft er gegen seinen Körper an, dann löst sich der Widerstand und er setzt sich in Bewegung.

Er steigt in die Straßenbahn, ein Sitzplatz ist frei, ein gutes Omen, und langsam lässt seine Nervosität nach. Außerdem beginnen die Tabletten zu wirken, die doppelte Dosis, ausnahmsweise, aber heute ist nicht der Tag, um Zurückhaltung zu üben.

Sechs Stationen, zehn Minuten, in denen er aus dem Fenster schaut, den Alltag vorbeiziehen sieht und sich so deplatziert fühlt wie in einem surrealen Traum. Die meisten anderen Fahrgäste sind Pensionisten, die wenigen, die auf dem Weg zur Arbeit zu sein scheinen, wischen und drücken auf ihren Smartphones herum, blind und taub für ihre Umgebung. Sein Telefon liegt in der untersten Schreibtischschublade, den Akku hat er herausgenommen, die SIM-Karte zerstört. Wer ihn anruft, wird trotzdem noch einige Zeit lang in seiner Sprachbox landen und seiner Aufforderung nachkommen können, ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Die Vorstellung erheitert ihn, wenn auch nicht sonderlich.

Er fragt sich, wie lange es dauern wird, bis seine Eltern begreifen. Bis ihnen klar wird, dass er nicht der ist, den sie zu kennen glauben. Sie werden versuchen, das Geschehene zu analysieren, das liegt in ihrer Natur. Wenn sie merken, dass sie ihn in keine ihrer Schablonen pressen können, keines der erprobten Erklärungsmuster sich auf ihn anwenden lässt, dann werden sie die Schuld bei sich suchen.

Vielleicht hätte er ihnen eine Nachricht hinterlassen sollen. Sie wissen lassen, dass sie nicht hätten verhindern können, was geschehen wird.

Aber da ist auch noch dieser gar nicht so kleine Teil von ihm, der sich wünscht, dass sie sich schuldig fühlen. Dafür, dass sie ihn nicht wahrgenommen haben.

Die Straßenbahn hält. Beim Aussteigen bemerkt er, dass seine linke Hand zittert. Ein Glück, dass er Rechtshänder ist.

Als er das Eingangstor aufzieht, den Widerstand der schweren Türe spürt, überfällt ihn der Wunsch, sich umzudrehen und in sein bedeutungsleeres Leben zurückzukehren. Aber dann verflüchtigt sich der Drang wie das Nachbild eines Traums und er betritt das verwaist wirkende Schulhaus. Das Quietschen seiner Schuhe auf dem glatten Steinboden erscheint ihm überlaut, ein verräterisches Geräusch. Seine Wahrnehmung ist verzerrt, die leere Eingangshalle kommt ihm riesig vor, der Geruch nach Putzmittel, Pubertät und Perspektivenlosigkeit durchdringt ihn.

Während er die Stufen in den ersten Stock hinaufsteigt, die Füße bleischwere Klumpen, jeder Schritt eine Überwindung, zieht er den Kapuzenpulli aus und hängt ihn ans Geländer. Er wird unten beginnen und sich nach oben vorarbeiten. Vier Stockwerke, zweiundzwanzig Klassen, keine große Schule, aber groß genug.

Er holt die Pistole aus dem Rucksack und wendet sich nach rechts.

Es ist 9:52. Er öffnet die erste Klassentüre.

Die 4. Klasse hat Geographie und Wirtschaftskunde. Ein blasses Mädchen mit einer pinken Strähne im schulterlangen, dunkelbraunen Haar sucht etwas auf der Weltkarte. Im ersten Moment scheint sie erleichtert, unterbrochen zu werden, dann sieht sie die Pistole in seiner Hand und erstarrt.

Die Lehrerin ist jung, er schätzt sie auf Ende Zwanzig. Ihre blauen Augen weiten sich entsetzt, doch sie lässt sich keine Zeit, in Schockstarre zu verfallen. Mit zwei Schritten ist sie bei dem blassen Mädchen und schiebt es mit einer Handbewegung hinter sich. Erst danach scheint

ihr bewusst zu werden, in welcher Gefahr sie sich befindet, und ihre Hilflosigkeit offenbart sich, indem sie die Hände hebt. Irgendjemand kichert. Ein Lachen, das an der Hysterie entlang schrammt und seltsam körperlos klingt.

Er ignoriert die Lehrerin und das blasse Mädchen. Wegen ihnen ist er nicht hier. Sein erstes Ziel springt ihm sofort ins Auge. Durch die Klasse geht ein Stöhnen, ein Aufseufzen fast, dann drückt er ab und dem Knall folgt das Chaos. Es ist anders, als er es sich vorgestellt hat, das Blut, die Sauerei, der Gestank, das Geschrei, der stechende Geruch der Angst. Dennoch haftet der Szenerie etwas Irreales an. Ein Traum in einem Traum, in dem er auf einen Jungen anlegt, der ihn anstarrt wie ein vom Scheinwerferlicht geblendetes Reh. Wieder drückt er ab. Auch diesmal verfehlt er nicht.

Einige der Jugendlichen versuchen, sich unter ihren Tischen zu verstecken, verkriechen sich wie Kellerasseln, die das Licht scheuen. Fast komisch mutet das Gewusel an und verstärkt das Gefühl des Surrealen. Nichts hiervon geschieht wirklich, die Realität ist ihm verloren gegangen. Nur das Weinen klingt echt, abgehacktes Schluchzen, verrotztes Heulen. Ein Mädchen kreischt so durchdringend, dass seine Ohren zu schmerzen beginnen. Er zielt auf sie, und sie verstummt, das Gesicht zu einer hässlichen Grimasse verzerrt.

Er lässt sie leben. Eine großzügige Geste, die ihn in seinem Gefühl losgelöster Erhabenheit bestärkt. Er fühlt sich unbesiegbar. Er ist der Herr über Leben und Tod.

Irgendjemand schreit vor Schmerz, vielleicht hat er nicht richtig getroffen, oder ein Querschläger hat den Brüller erwischt. Das Geschrei irritiert ihn, und er beschließt, es gut sein zu lassen. Hier ist er fertig.

Er verlässt die Klasse so stumm, wie er sie betreten hat. 9:55 Uhr.

Drei Minuten, die sich angefühlt haben wie ein ganzes Leben. Er ist euphorisch. Er steht unter Schock. Er steht neben sich und sieht sich zu, wie er den Gang entlang geht zum nächsten Klassenzimmer.

Er ist der Kerl mit der Knarre.

Er ist ein Ungeheuer. Er ist Gott.

Das Mädchen gähnt mit geschlossenem Mund. In seinen Ohren knackt es.

Dann knallt es.

Die Lehrerin zuckt zusammen und zieht einen quietschenden Kreidestrich durch die unregelmäßigen Verben, die sie gerade auf der Tafel notiert.

Ein zweiter Knall.

„Da schießt einer!“

„Du spinnst ja, da schmeißt einer mit Knallfröschen und glaubt, er ist der King!“

„Nein, da schießt einer, ich kenn das Geräusch!“

„Woher willst du wissen, wie Schüsse klingen?“

„Sie müssen die Türe absperren!“

„Frau Professor! Bitte! Die Tür!“

„Ruhe! Niemand schießt! Untersteh dich, deinen Klassenkameraden Angst zu machen!“

Wieder knallt es. Ein Schrei ist zu hören, hoch und schrill. Abrupt bricht er ab.

Die Lehrerin setzt sich zögernd in Bewegung, tappt mit unsicheren Schritten auf die Klassentüre zu. Mit zitternden Händen zieht sie einen Schlüsselbund aus ihrer rechten Hosentasche und versucht erfolglos, einen der Schlüssel ins Schloss zu nesteln. Sie wechselt den Schlüssel und macht sich mit fahrigem Bewegungen weiter am Schloss zu schaffen.

Das Kratzen ihrer Fehlversuche fräst sich durch den Körper des Mädchens bis tief in seine Knochen. Alles in ihm konzentriert sich auf den Schlüssel in der Lehrerinnenhand. Mit purer Willenskraft versucht es, ihn ins Schloss zu zwingen. Es schmeckt Blut, registriert beiläufig, dass es sich in die Unterlippe gebissen hat.

Stumm zählt das Mädchen die Sekunden. Es ist bei zweiundvierzig angelangt, als der Schlüssel endlich ins Schlüsselloch gleitet. Bevor die Lehrerin ihn herumdrehen kann, wird die Türe aufgestoßen, und die Welt hört auf, sich zu drehen.

Er sieht nicht aus wie ein Mörder. Das Mädchen starrt ihn an, unfähig sich zu rühren oder auch nur einen Laut von sich zu geben. Er ist sicher schon siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Hübsch ist er auch, in einem Teeniefilm könnte er die Hauptrolle spielen. Wäre da nicht sein merkwürdig gefühlsleeres Gesicht. Er sieht weder wütend aus noch angriffslustig, auch nicht, als hätte er Spaß an dem, was er tut, und das ist das Schlimmste, dass er so gleichgültig wirkt.

Das Mädchen ist nicht in der Lage, den Blick von ihm abzuwenden, ist gebannt in einer Mischung aus Terror und Faszination. Das Gefühl der Unwirklichkeit wird stärker, die Zeit verliert ihre Konsistenz, nur das Pochen seiner zerbissenen Lippe verankert das Mädchen noch in seinem Körper.

Plötzlich spürt es die tastende Hand seiner Pultnachbarin an seinem Oberschenkel. Das Mädchen greift nach ihr, Finger verschränkten sich ineinander, die schweißfeuchte Handfläche der besten Freundin das Einzige, das sich richtig anfühlt und echt.

Die Lehrerin weicht in Zeitlupentempo vor dem Jungen mit der Waffe zurück, die Hand mit dem Schlüsselbund vor sich ausgestreckt, als könnte sie ihn damit aufhalten. Er ignoriert sie, ignoriert die Lehrerin, die gerade noch die mächtigste Person im Raum war, und da weiß das Mädchen, dass es sterben wird.

Als hätte er die Gedanken des Mädchens gelesen, hebt er die Pistole. Zielt. Das Mädchen hält seinem Blick stand, sieht in Augen, die tiefblau sind wie der Himmel an einem Spätsommertag. Das Tor zur Hölle sieht dem Paradies zum Verwechseln ähnlich.

Das Mädchen blinzelt nicht, atmet nicht, denkt nicht.

Stille im Chaos. Keine Angst. Keine Schreie.

Nur Augen. Blau und leer.

Das Mädchen lässt seinen Blick nicht los.

Nicht, als er die Waffe hebt.

Nicht, als er anlegt.

Nicht, als er abdrückt.

Nicht, als er fällt.

Irgendwann schießt das Mädchen die Augen. Und alles ist blau.

NICOLE MAKAREWICZ, geb. 1976 in Wien, Journalistin und Autorin, studierte Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie. Im Wiener Seifert Verlag erschienen 2009 ihr Roman *Tropfenweise*, 2010 ihr Erzählband *Jede Nacht*. Zudem Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Gewinnerin des Forum Land Literaturpreises 2009 und des 12. Münchner Kurzgeschichten-Wettbewerbs 2009. Zudem wurden ihr das Krimistipendium „Tatort Töwerland“ 2012 sowie mehrere Arbeitsstipendien Literatur (bm:ukk & BKA) zuerkannt. Mehr unter www.nicolemakarewicz.com.

AHNUNGEN

Fremd sei er, der Blick, und erkenne bloß Konturen: die von Bewegungen, Begegnungen – *weil*: hier lebte ich, doch bin ich nicht mehr. *Denn*: was geschah, zeugt – von dem, was war – wenig. *So*: also trafen sich Ideen, Spuren verschiedenster Überlegungen; und wellengleich gingen sie, über, ineinander. *Oder*: nichts bestritt den Raum durch tiefere Fassbarkeit: *nichts*. Gleichgültig der Entfernung bis Annäherung – beziehungsweise umgekehrt –, gleichgültig der Sektion und Erforschung sämtlicher Regionen: Oberfläche wechselte ab, mit Oberfläche – in entsprechend hochbedingter Beliebtheit –, sogar im Falle durchbrochener. Nämlich nun zerfließend, inmitten dergestalteten Geschehens, erfahre ich Distanz; wiewohl durchflossen, empfand ich echte Verbundenheit, niemals – dafür, aber, Isolation, ohne einen Bezug, zu mir. *Ja*: dort, wo Wahrnehmung sich in sich beschränkt, bleibt, eventuell, das Imaginierende. Dessen Aufgabe mag sein, ständig, mithilfe leidlich vertraut wirkender Elemente, neue Wirklichkeiten zu erschaffen. Übrigens mangelte es denen ebenso an Bestand gleich mir: das Greifende zerfiel, beim Greifen nach Nichtgreifbarem. *Dennoch*: Beziehungen, obschon vergänglich, überdauern sie betätigende Subjekte radikal, sodass dem Veränderten nicht – insofern es sich nicht gezielt hingab, beinahe paradoxen Metaüberlegungen – auffallen will, inwiefern keine Form dieselbe wird, lediglich, tendenziell, jede Art von Interaktion. Diesem Verständnis dienliche Unterstützung suchend, in der althergebrachten Kunst des Vergleichs, ließe sich, möglicherweise, folgendes Bild bemühen: Man stelle sich vor, eine weit ausladende Landschaft, blühend geschmückt mit Strömen, Flüssen, Bächen und etlichen kleineren Rinnsalen. Bei detaillierter und umfassender Betrachtung von oben zeigte sich zumeist, selbst über relativ lange Zeiträume hinweg, eine noch eher gemächliche Veränderung der Gewässerläufe; demgegenüber fand sich in jenen genau keinmal – vernachlässigend, jeglichen Kreisgedanken – an derselben Stelle dasselbe Wasser; unter Subtraktion fest scheinender Substanzen, Ausdehnung des Schemas über alle Dimensionen hinweg sowie Verzicht auf Linearität hinsichtlich der Richtung, könnte sich eine der intendierten zumindest grob ähnelnde Fiktion dynamischer Beziehungsprozesse ergeben. Tatsächlich, allerdings, treffe das ursprüngliche Wesen der Landschaft, sobald wahr und nicht zum Zwecke der Demonstration erdacht, eh die nackte Wahrheit am ehesten und trifft sie, gleichermaßen, immer, gänzlich unabhängig von Absicht und Perspektive, da das – und der, die – Formulierende – derart lautend, eine aktuelle Annahme – Teil ihrer war, retrospektiv sein wird und ist. *Des Weiteren*: wohl meinte der, die, das Zeichnende, wäre die Betonung des dringlichen Umstands, die, das, der Zeichnende zeichnete – unter Verwendung sie wie sich modifizierender Zeichen – seine, ihre, seine eigene Zeichnung in vager Erinnerung vorgezeichneter Zeichnungen und Zeichen nach, für hinreichend konkretere Zusammenhänge sehr relevant und deshalb, demgemäß, der Erwähnung wert; ergo erwähnte es, sie, er es. *Fehlt jetzt ein angebrachter Übergang?* Sehnsucht übermächtig ihn, den einsamen Wanderer; er zappelte, im Gewirr seiner Fäden – und nach und nach erlischt die Hoffnung / und kaum mehr traut er der ihm blitzartig Erlösung gewährenden Destrukturierung via Feuer / Geringes zu verlieren, setzte er auf die befreiende Kraft unvorhersehbarer Systeme – hochloderten deren wütende Flammen – und entdeckt sich, wiederum, deutlicher verfangen, in den bizarren Fallstricken ihn bestimmender und ausmachender Attribute, Wege und Instrumentarien / trüben Auges, unter stark negativ fabulierter Selbstoffenbarung, liest er das Buch der Furcht und des unmöglichen Entkommens; darin ausgeliefert, sich, stagnierte er zwischen mühsamen Mäandern, sinnarmen Handlungen, denen Positives abzugewinnen er sich nicht in der Lage sieht, und dem monotonen Singsang stupider, zumal seichter, tunlichst von ihm gemiedener Pseudoabgründe: Seine Pfade schlängelten sich, endlos, durch schrecklich ödes Terrain / verlustig gegangen, ihm einst immanenter Fähigkeiten und Gabe, exakt zu differenzieren – auch wenn er, nach wie vor, hektisch hin und her wankt, von Ent- zu Anspannung und wieder zurück –, gibt er sich schließlich auf – samt Dasein; Punkt. *Derweil dieser Satz hier, ersatzweise – in Absenz anderer –, die Funktion einer – geringfügig holprig; er erschlich sich seine Berechtigung – überleitenden Passage übernehme, übernehmen andere, solches, anderswo.* Ausgezehrt vor Müdigkeit, vor



blume (michael johann bauer): der seher (2014).
druckfarben mit pinsel auf papier.

pathetisch-stiller Resignation – ihre Silben dämmern, handzahn, träge –, wogen flüssige Häufungen fallengelassener Worte – unablässig mehren sie sich, aus unversiegbarer Quelle –, ihr Los vermischend, in einem apathisch-tristen Meer lupenreinsten Stumpfsinns, grau-diffuser Langweiligkeit – keines, an dem viel Bedeutung hing – und liebäugeln, schläfrig, mit ihrem – *den vorwegnehmend*: der nicht kam – Tod. *Allein plötzlich!* – und zum überschattenden Schein! –, vollkommen unerwartet, wispern – *fast magisch anmutend!* –mystisch-numinose Chiffren– *aus den tiefsten Tiefen des Somnambulen!* – und prophezeien, gelassen – *voller Demut!* –, die seit Langem überfällige Wiedergeburt omnipräsenten Lichts ...

BLUME (MICHAEL JOHANN BAUER), geb. 1979 in Schrobenhausen, lebt in Durlach bei Karlsruhe. Er hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich anschließend auf Pädagogik spezialisiert. Diverse Veröffentlichungen von Prosa und Gedichten in Anthologien und Literaturzeitschriften, u. a. in den Periodika *phantastisch!*, *Dichtungsring* und *keine! delikatessen*. Zudem ist eine Autorenausgabe der Zeitschrift *Das Dosierte Leben* mit Texten von ihm erschienen. Fragmentarisches Portefeuille unter www.blumenleere.de. Herausgeber der Zeitschrift *begegnungen*; www.zeitschriftbegegnungen.de.

Norbert Rath

VOR DEM KRIEGSAUSBRUCH – DEUTSCHSPRACHIGE LITERATEN IM JULI UND AUGUST 1914

„Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.“
(Franz Grillparzer: *Epigramme*, 1849)

Unter den Aphorismen Grillparzers (1791–1872) findet sich die kürzeste Formel für die Geschichte Mitteleuropas von Goethe bis Hitler: „Von Humanität / Durch Nationalität / Zur Bestialität.“ Der entscheidende Schritt von der Nationalität zur Bestialität erfolgte, so lässt sich im Rückblick sagen, allerdings nicht, wie Grillparzer offenbar vermutete, in der Revolutionszeit 1848/1849, sondern Ende Juli/Anfang August 1914, mit der Entfesselung des Ersten Weltkriegs.

„Die Hekatomben von Abermillionen Toten, die dieser Weltkrieg verschlang; das namenlose Leid, das er über noch mehr Menschen brachte; die barbarischen psychischen und materiellen Verwüstungen, die er anrichtete – sie verwandelten den Staatenkrieg in eine monströse Katastrophe. In ihr ging das alte Europa unter. Nach dem Krieg war fast alles anders.“ (Wehler 2010, S. 3)

Ohne diesen Krieg sind bolschewistische Revolution, Bürgerkrieg und Stalinsche Schreckensherrschaft in Russland, der Aufstieg des Faschismus in Italien, Deutschland und weiteren Staaten Europas, ist auch der Zweite Weltkrieg mit seinen Millionen an ermordeten Zivilisten und hingeschlachteten Soldaten und seinen Folgewirkungen so nicht zu denken. Der Erste Weltkrieg führte zum Zerfall von drei multinationalen Großreichen (Russland, Österreich-Ungarn, dem Osmanischen Reich), die an ihn anschließende Nachkriegsordnung blieb instabil. Es war ein Krieg, der bis heute neue Konflikte und Kriege nach sich zieht (derzeit in Syrien und im Irak). Dabei wurde er von einer Vielzahl von Zeitgenossen gewollt und zunächst begeistert begrüßt. Alle hofften, die eigene Seite würde schnell und gründlich siegen, und irgendein durch diesen Krieg herbeigeführtes Heil würde im Nachhinein ausbrechen. Grimmelschhaus lässt Jupiter über die Menschen und den Frieden sagen: „Sie hatten ihn; warum haben sie ihn nicht behalten?“ (1669, zit. in Karl Kraus: *Die Fackel*, Nr. 462, Okt. 1917, S. 95)

Untergangsgedichte

Manche Gedichte können im Nachhinein als eine Art von Uhren erscheinen, die über die historische Stunde Auskunft geben, die es geschlagen hat. Das lässt sich von Else Lasker-Schülers Text *Weltende* (1905) sagen oder von dem gleichnamigen Gedicht von Jakob van Hoddis (1911), einem Freund Georg Heyms. Heyms vielstrophiges Gedicht *Der Krieg I* gehört gleichfalls in diese Reihe. Auch Georg Trakls *Menschheit* (1913) zeigt, dass nicht nur, wie Hegel meinte, die Philosophie, sondern auch Dichtung „ihre Zeit“ sein kann, „in Gedanken erfaßt“ (Hegel 1970, Bd. 7, S. 26).

Else Lasker-Schüler: Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen –
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

(Erstdruck 1905, hier nach Lasker-Schüler³1984, S. 88)

Der Einfluss Nietzsches und seiner Rede vom toten Gott wird bei der mit Trakl und Karl Kraus befreundeten Else Lasker-Schüler (1869–1945, gestorben im Exil in Jerusalem) deutlich. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten diejenigen deutschsprachigen Schriftsteller und Intellektuellen, die sich dem Zeitgeist öffneten, zumindest den *Zarathustra* gelesen. Elisabeth Förster-Nietzsche bemühte sich in zwei Artikeln im September 1914, „einen kriegsverwendungstauglichen N[ietzsche] vorzuweisen“ (Niemeyer 2009, S. 189). Sie konzentrierte sich in ihrer Blütenlese aus seinen Schriften auf kriegsrechtfertigende Aphorismen. Nietzsches Stellung zum Krieg war in Wirklichkeit aber eine höchst ambivalente.

Jakob van Hoddis: Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

(Erstdruck in *Der Demokrat* 1911, hier zit. nach Detering [Hrsg.] 2013, S. 529)

Bei Jakob van Hoddis, eigentlich Hans Davidsohn, geboren 1887, brach 1912 eine psychische Krankheit aus. Er wurde 1942 deportiert und – wahrscheinlich im Vernichtungslager Sobibór – von den Nationalsozialisten ermordet.

Man könnte fragen, ob nicht im August 1914 eine Vielzahl von Menschen von einer Massenpsychose heimgesucht wurde. Die blinde Begeisterung für den kommenden Krieg übertraf alles bis dahin Bekannte. Es kamen allein 1914 235 Bände mit Kriegsliteratur heraus; angeblich wurden schon in den ersten Kriegsmonaten 1,5 Millionen Kriegsgedichte geschrieben (vgl. Wehler 2010, S. 19; Flemming/Ulrich 2014, S. 29).

Trakl (1887–1914) hingegen schrieb mit *Menschheit* (1913) ein Gedicht, das die affirmative und heroisierende Kriegsliteratur seiner Zeit durch die ungeschönte Darstellung der Wirklichkeit des Krieges weit hinter sich lässt:

Georg Trakl: Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt,
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes Schweigen

Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
Nachts schrein im Schlaf sie unter Ölbaumzweigen;
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

(in: Trakl 1969/1970, S. 24)

Von Georg Heym (1887–1912, beim Schlittschuhlaufen tödlich verunglückt) gibt es zwei Gedichte mit dem Titel *Der Krieg*, beide entstanden 1911, drei Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Hier sei nur die erste Strophe aus dem umfangreichen ersten dieser beiden Gedichte zitiert:

Georg Heym: Der Krieg I

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unerkant,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

(zit. nach Detering [Hrsg.] 2013, S. 540)

Heym war kein Pazifist, sondern wünschte sich sogar den großen Krieg als Ausbruch aus der beschränkten Enge des bürgerlichen Lebens:

„Geschähe doch einmal etwas. Würden einmal wieder Barrikaden gebaut. Ich wäre der erste, der sich darauf stellte, ich wollte noch mit der Kugel im Herzen den Rausch der Begeisterung spüren. Oder sei es auch nur, daß man einen Krieg begänne, er kann ungerecht sein. Dieser Frieden ist so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln.“

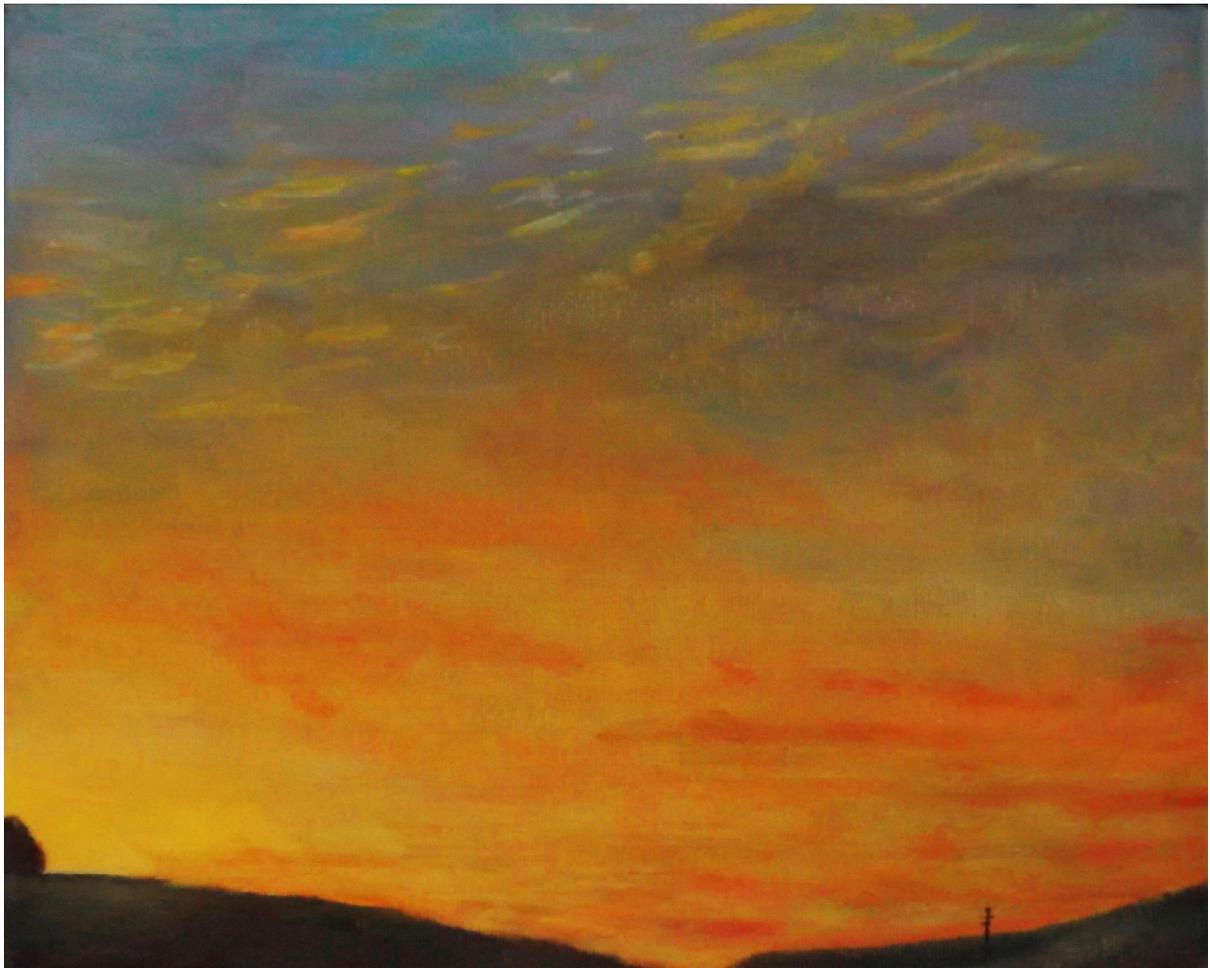
(Tagebuchaufzeichnung vom 6.7.1910, in: Heym 1960, Bd. 3, S. 138f.)

Von den Zeitgenossen wurde sein Gedicht nicht als Vorahnung des Weltkriegs verstanden. Es erschien ihnen eher als Ausdruck einer antibürgerlichen Sehnsucht nach dem absolut Neuen, nach dem radikal alles umgestaltenden Ereignis; dies übrigens ein Motiv, das sicherlich in die jugendlich-ahnungslose Kriegsbegeisterung vieler junger Menschen im August 1914 hineingespielt hat. Soll man Heym, van Hoddis, Lasker-Schüler, Trakl oder dem Maler Ludwig Meidner, dessen *Mappe Krieg* 1914 entstand und der schon 1913 ein Ölgemälde *Der Krieg* schuf, eine Art von seismographischer Sensibilität zugestehen? Könnten sie vielleicht die kommende Katastrophe geahnt und sie im Gedicht bzw. im Bild gestaltet haben?

Trakl hält die blutige Wirklichkeit des realen Krieges nicht aus, als dieser da ist. Er nimmt – nach traumatischen Erfahrungen mit vielen in der Schlacht bei Gródek Verwundeten, denen er als Sanitäter nicht helfen kann – absichtlich eine Überdosis Kokain und stirbt am 3. November 1914 an einer Herzlähmung (vgl. Weichselbaum 1994, S. 178).

„Schwarzseher“: Kriegskritiker 1914

Es gibt Berichte, dass manche Tierarten bevorstehende Katastrophen wie Vulkanausbrüche oder Erdbeben früher als Menschen wahrnehmen und durch ihr Verhalten darauf aufmerksam machen können. Nicht erst nach der Katastrophe, sondern schon vor deren Ausbruch warnen – dergleichen würde man sich auch von besonders wahrnehmungssensiblen Menschen wünschen. Auf drohende Gefahren hingewiesen und unliebsame Prognosen gestellt haben schon vor 1914 Pazifisten und Friedensnobelpreisträger wie Bertha von Suttner (1843–21.6.1914), Ludwig Quidde (1858–1941), in Frankreich z. B. Romain Rolland (1866–1944). Während des Krieges werden Pazifisten in Nervenkliniken gesteckt, so 1915 Franz Jung (1888–1963) und 1917 Hans Paasche (1881–1920; ermordet). Leonhard Frank (1882–1961), Hugo Ball (1886–



Stefan Schneider: Owed (2015). Acryl.
Aus der Serie „Wolken über Übernthal“.

1927) und Ernst Bloch (1885–1977) emigrieren wegen ihrer Kriegsgegnerschaft in die Schweiz. Einige führende sozialdemokratische Politiker sprechen sich gegen die Bewilligung von Kriegskrediten und gegen den Krieg überhaupt aus, ungeachtet des massiven öffentlichen Drucks, der auf ihnen lastet, und des hohen persönlichen Risikos, das sie damit eingehen, darunter Hugo Haase (am 7.11.1919 an den Folgen eines Attentats gestorben), Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (beide während des Krieges lange im Gefängnis; beide ermordet am 15.1.1919), Kurt Eisner (1918 im Gefängnis, 1919 ermordet), in Frankreich der Sozialist Jean Jaurès (ermordet von einem Chauvinisten am 31.7.1914).

Die Schriftsteller und Intellektuellen in Mitteleuropa, die dem Krieg kritisch und berechtigterweise mit bösen Vorahnungen gegenüberstehen, sind im Sommer 1914 eine verschwindend kleine Minderheit. Einige dieser Schwarzseher suizidieren sich aus Protest gegen den Krieg, so Anfang August 1914 der Lyriker Christoph Friedrich Heinle (1894–1914) und seine Freundin Rika Seligson, beide eng befreundet mit Walter Benjamin. Andere werden wegen ihrer negativen Einstellung zum Krieg massiv angefeindet (Hermann Hesse, Heinrich Mann, Karl Kraus, Franz Pfemfert). Viele, die in Berlin oder München revolutionär aktiv werden, um den Krieg zu beenden, müssen ihr Engagement unmittelbar nach dem Krieg mit dem Leben bezahlen (so 1919 neben den schon Genannten auch Leo Jogiches, Gustav Landauer, Erich Mühsam).

Anfängliche Kriegsbegeisterung, die sich schnell abkühlt, findet sich bei Rainer Maria Rilke, Robert Musil, Ludwig Wittgenstein, Hugo Ball, Arnold Zweig. Etablierte „Großschriftsteller“ wie Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel und aufgehende Sterne am Himmel der Literatur wie Franz Werfel stimmen in den Chor der

kriegsbejahenden Stimmen ein. Rilke (1875–1926) wandelt sich rasch vom kriegsenthusiastischen zu einem kritikvollen Dichter. In einem Brief an Lou Andreas-Salomé (1861–1937) vom 9.9.1914 distanziert er sich bereits von seinen fünf Gesängen aus dem August 1914, in denen er noch den auferstandenen Kriegsgott gepriesen hatte: „wenn zwei Menschen denkbar sind, denen diese unvermutete Zeit genau das gleiche Leid bereitet, das gleiche tägliche Entsetzen: so sind wir“ (Rilke 1991, Bd. 1, S. 550; dazu Bürger 2014, S. 24f.). Lou Andreas-Salomé, die Freundin Nietzsches, Freuds und Rilkes, bringt in ihrem Antwortbrief vom 12.9.1914 an Rilke das Wahnhaft-Unwirkliche der rauschhaften Kriegsbegeisterung auf den Punkt:

„Nicht die grausige Wirklichkeit, sondern das geheime Unwirkliche dran, das gespenstische, das sich erst vampyrhaft mit Blut unserer auf Tiefes und Hohes gerichteten Gedanken vollsaugen muß, um zu wirken, um glaubhaft zu sein, um Opfer zu erlangen, – dieses entsetzt mich so stark, wie nie noch mich was entsetzte, und das macht, daß wenn mir der Mund auch aufginge, er doch nur beginnen könnte sinnlos zu schreien, – nicht aber mit einzustimmen in das Wort Aller.“ (zit. nach Bürger 2014, S. 26; nur z. T. zit. in Rilke 1991, Bd. 2, S. 559)

Die Kriegsbegeisterung des Pazifisten

In Stefan Zweigs (1881–1942) Autobiographie *Die Welt von Gestern*, seinem letzten Werk vor dem Suizid im Februar 1942, wird die fiebrige Atmosphäre des Hochsommers 1914 unmittelbar vor dem Ausbruch deutlich. Zweig befindet sich Ende Juli 1914 in Urlaub an der belgischen Küste, in Ostende:

„Aber dann kamen die allerletzten kritischen Julitage und jede Stunde eine andere widersprechende Nachricht, [...] die Kriegserklärung Österreichs an Serbien [28.7.1914, N. R.], die Ermordung von Jaurès. Man spürte, es wurde ernst. Mit einemmal wehte ein kalter Wind von Angst über den Strand und fegte ihn leer. Zu Tausenden verließen die Leute die Hotels, die Züge wurden gestürmt [...]. Niemand vermochte ruhig sitzen zu bleiben oder zu lesen, an jeder Station stürzte man heraus, um neue Nachrichten zu holen, voll der geheimnisvollen Hoffnung, daß irgend eine entschlossene Hand das entfesselte Schicksal noch zurückreißen könnte.“ (Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern*, S. 297)

Der Ausdruck „Schicksal“ suggeriert eine unausweichliche Zwangsläufigkeit der in die Katastrophe führenden Ereignisse, der man nur mit einem gewissen Fatalismus – oder eben mit enthusiastischer Zustimmung – begegnen könne.

„Noch immer glaubte man nicht an den Krieg und noch weniger an einen Einbruch in Belgien; man konnte es nicht glauben, weil man einen solchen Irrwitz nicht glauben wollte. [...] Aber [...] da sah ich im Dunklen einen Lastzug nach dem andern uns entgegenkommen, offene Waggonen, mit Plachen [=Planen, N. R.] bedeckt, unter denen ich undeutlich die drohenden Formen von Kanonen zu erkennen glaubte. [...] Kein Zweifel, das Ungeheuerliche war im Gang, der deutsche Einbruch in Belgien wider alle Satzung des Völkerrechts. [...] Am nächsten Morgen in Österreich! [...] Die Züge füllten sich mit frisch eingerückten Rekruten, Fahnen wehten. Musik dröhnte, in Wien fand ich die ganze Stadt in einem Taumel. Der erste Schrecken über den Krieg, den niemand gewollt, nicht die Völker, nicht die Regierung, diesen Krieg, der den Diplomaten, die damit spielten und blufften, gegen ihre eigene Absicht aus der ungeschickten Hand gerutscht war, war umgeschlagen in einen plötzlichen Enthusiasmus. Aufzüge formten sich in den Straßen, plötzlich loderten überall Fahnen, Bänder und Musik, die jungen Rekruten marschierten im Triumph dahin, und ihre Gesichter waren hell [...].“ (Stefan Zweig, ebd., S. 298 f.)

Dass der Krieg den politisch Verantwortlichen „gegen ihre eigene Absicht aus der ungeschickten Hand gerutscht war“, dürfte die Mehrzahl der heutigen Historiker nach mehr als hundert Jahren Ursachenforschung nicht mehr unterschreiben. Unter den politischen und militärischen Eliten

der für den Kriegsausbruch verantwortlichen Mächte gab es einflussreiche Personengruppen, die zielbewusst auf einen Großkrieg hinsteuerten. Schon Nietzsche hatte gespottet: Wenn man das Volk „in Furcht und Gehorsam“ erhalte, dann „fehlt nichts weiter als Gelegenheit zu großen Kriegen: und dafür sorgen, von Berufswegen, also IN ALLER UNSCHULD, die Diplomaten, sammt Zeitungen und Börsen“ (zit. nach Niemeyer 2009, S. 187). Wehler spricht vom „Krieg, den die Machteliten des Deutschen Kaiserreichs auf ihrer ‚Flucht nach vorn‘ im Sommer 1914 ausgelöst hatten“ (Wehler 2010, S. 3). Aus zahlreichen Studien, in denen auch das Verhalten der politischen Eliten in Serbien, Russland, Frankreich und Großbritannien in und seit der Julikrise 1914 untersucht wird, ergibt sich ein kompliziertes Bild. Dem australischen Historiker Christopher Clark zufolge haben alle wichtigen Akteure ihren Teil zum Ausbruch des Krieges beigetragen, weil sie die Komplexität der Krise nicht erkannt hätten. Mit dem Titel *Die Schlafwandler* suggeriert auch Clark, dass die politisch Verantwortlichen in den Krieg hineingestolpert seien (Clark 2013a). Er führt in einem Interview zu seinem Buch aus:

„Aggression, Paranoia, ein leichtsinniges Spiel mit dem Risiko gibt es auf allen, auf anderen Seiten, nicht nur in Berlin. [...] [A]ls ich diesem Thema zum ersten Mal begegnet bin [...], da kamen mir die Menschen, die Akteure in dieser Geschichte wie ferne, vergangene Gestalten in einer fernen Vergangenheit vor, so verschlossen. Und indem ich mich dann dem Thema angenähert habe, wurde es mir klar, dass sie genauso gedacht und räsoniert haben wie wir, sie handelten nicht anders, grundsätzlich nicht anders als die Staatsmänner von heute. [...]“ (Clark 2013b)

Der Pazifist Stefan Zweig unterliegt, als Augenzeuge der Kriegsbegeisterung in Wien, anfangs selbst dem Rausch der kollektiven Illusion von der nun verwirklichten Volksgemeinschaft:

„Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bekennen, daß in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte. Und trotz allem Haß und Abscheu gegen den Krieg möchte ich die Erinnerung an diese ersten Tage in meinem Leben nicht missen: Wie nie fühlten die Tausende und Hunderttausende Menschen, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: daß sie zusammengehörten. Eine Stadt von zwei Millionen, ein Land von fast fünfzig Millionen empfanden in dieser Stunde, daß sie Weltgeschichte, daß sie einen nie wiederkehrenden Augenblick miterlebten und daß jeder aufgerufen war, sein winziges Ich in diese glühende Masse zu schleudern, um sich dort von aller Eigensucht zu läutern. Alle Unterschiede der Stände, der Sprachen, der Klassen, der Religionen waren überflutet für diesen einen Augenblick von dem strömenden Gefühl der Brüderlichkeit. [...] Jeder einzelne erlebte eine Steigerung seines Ichs, er war nicht mehr der isolierte Mensch von früher, er war eingetan in eine Masse, er war Volk, und seine Person, seine sonst unbeachtete Person hatte einen Sinn bekommen. [...] So gewaltig, so plötzlich brach diese Sturzwelle über die Menschheit herein, daß sie, die Oberfläche überschäumend, die dunklen, die unbewußten Urtriebe und Instinkte des Menschtiers nach oben riß, das, was Freud tiefsehend ‚die Unlust an der Kultur‘ nannte, das Verlangen, einmal aus der bürgerlichen Welt der Gesetze und Paragraphen auszubrechen und die uralten Blutinstinkte auszutoben. Vielleicht hatten auch diese dunklen Mächte ihren Teil an dem wilden Rausch, in dem alles gemischt war, Opferfreude und Alkohol, Abenteuerlust und reine Gläubigkeit, die alte Magie der Fahnen und der patriotischen Worte – diesem unheimlichen, in Worten kaum zu schildernenden Rausch von Millionen, der für einen Augenblick dem größten Verbrechen unserer Zeit einen wilden und fast hinreißenden Schwung gab.“ (Stefan Zweig, ebd., S. 299–301)

Karl Kraus oder Lou Andreas-Salomé haben die von der nationalistischen Presse angefachte Kriegsbegeisterung als wahnhaft, als eine Art von Massenpsychose wahrgenommen. Sigmund Freud hat die kollektiven Illusionen des August 1914 später in seiner Studie *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) verarbeitet. Rilke formuliert in einem Brief vom 10.10.1915 an Ellen Delp einen eindringlichen humanitären Protest, der in das Bild einer Revolution einmündet:

„Warum gibt es nicht ein paar, drei, fünf, zehn, die zusammenstehen und auf den Plätzen schreien: Genug! und erschossen werden und wenigstens ihr Leben dafür gegeben haben, daß es genug sei, während die draußen jetzt nur noch untergehen, damit das Entsetzliche währe und währe und des Untergangs kein Absehen sei.“ (Rilke 1991, Bd. 1, S. 598)

Deutlicher als Zweig hat Karl Kraus die Propagandasprüche, Machtinteressen und Zweckklügen, die in den Krieg hineingeführt und ihn in Gang gehalten haben, kenntlich gemacht (vgl. *In dieser großen Zeit*, in: *Die Fackel* Nr. 404, Dez. 1914, S. 1ff.; *Nachruf*, in: *Die Fackel* Nr. 501–507, 25.1.1919, S. 1ff.; und vor allem *Die letzten Tage der Menschheit* [1919])). Für Kraus ist es vor allem die unverantwortliche Kriegsrhetorik der Journalisten, sind es ihre Phrasen, die in der Vorkriegs- und Kriegssituation Gestalt annehmen, die fatalerweise eine wirklichkeitsproduzierende Macht gewinnen. So erscheint das Geschehen wie eine dämonische Parodie der Sätze über die Inkarnation im Johannesevangelium: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1, 14).

Stefan Zweig vergleicht die – übrigens eher für das bürgerliche, weniger für das proletarische und ländlich-bäuerliche Milieu typischen – Begeisterungstürme von 1914 mit den Reaktionen auf den Kriegsausbruch 1939:

„Ein rascher Ausflug ins Romantische, ein wildes und männliches Abenteuer – so malte sich der Krieg 1914 in der Vorstellung des einfachen Mannes, und die jungen Menschen hatten sogar ehrliche Angst, sie könnten das Wundervoll-Erregende in ihrem Leben versäumen; deshalb drängten sie ungestüm zu den Fahnen, deshalb jubelten und sangen sie in den Zügen, die sie zur Schlachtbank führten [...]. Die Generation von 1939 aber kannte den Krieg. Sie täuschte sich nicht mehr. Sie wußte, daß er nicht romantisch war, sondern barbarisch. [...] Sie wußte, daß man [...] verlaust und halb verdurstet wochenlang in Gräben und Quartieren lungerte, daß man zerschmettert und verstümmelt wurde aus der Ferne [...]. Kein einziger der Generation von 1939 glaubte mehr an eine von Gott gewollte Gerechtigkeit des Krieges [...]. Der Krieg von 1914 dagegen [...] diente noch einem Wahn, dem Traum einer besseren, einer gerechten und friedlichen Welt. [...] Darum gingen, darum jubelten damals die Opfer trunken der Schlachtbank entgegen, mit Blumen bekränzt und mit Eichenlaub auf den Helmen, und die Straßen dröhnten und leuchteten wie bei einem Fest.“ (Stefan Zweig, ebd., S. 303–305)

Thomas Mann lässt Hans Castorp, seinen Protagonisten im *Zauberberg* (1924), im letzten Kapitel des Romans singend und reflexionslos dem wahrscheinlichen Tod auf dem Schlachtfeld entgegentaumeln. Der Krieg – den Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) noch einer Sinnggebung gewürdigt hatte – entspringt für ihn im Nachhinein (*Der Zauberberg*, 1924) dem „großen Stumpfsinn“ und der „großen Gereiztheit“ der im Vorkrieg abgestumpften Zeitgenossen. Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* (1. Teil: 1930) arbeitet sich an der Frage ab, was den Einbruch eines solchen Großkrieges in die im Rückblick vergleichsweise idyllisch erscheinende bürgerliche Welt überhaupt möglich gemacht hatte. Musil war als Schriftsteller geradezu ein Experte für die verführerische Macht kollektiven Ressentiments; er hatte 1906 *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* veröffentlicht. Selbst er, ein Zeitdiagnostiker von höchstem Rang, konnte im Sommer 1914 einer schwindelhaften Propaganda auf den Leim gehen. In einem Aufsatz für die *Neue Rundschau* mit dem Titel *Europäertum, Krieg, Deutschtum* zeigte auch er sich als Kriegsenthusiast.

Stefan Zweig gehört zu den wenigen Autoren, die mit Initiativen zu einer internationalen Verständigung an die Öffentlichkeit gegangen sind. Er hat sich mit Romain Rolland in der Schweiz getroffen und mit ihm zusammen für einen Verständigungsfrieden geworben.

„Daß ich selbst diesem plötzlichen Rausch des Patriotismus nicht erlag, hatte ich keineswegs einer besonderen Nüchternheit oder Klarsichtigkeit zu verdanken, sondern der bisherigen Form meines Lebens. [...] So war ich gewissermaßen geimpft mit Mißtrauen gegen die Infektion patriotischer Begeisterung, und vorbereitet wie ich war gegen diesen Fieberanfall der ersten Stunde, blieb ich entschlossen, meine Überzeugung von der notwendigen Einheit

Europas nicht erschüttern zu lassen durch einen von ungeschickten Diplomaten und brutalen Munitionsindustriellen herbeigeführten Bruderkampf.“ (Stefan Zweig, ebd., S. 305f.)
„Von Anfang an glaubte ich nicht an den ‚Sieg‘ und wußte nur eines gewiß: daß selbst wenn er unter maßlosen Opfern errungen werden könnte, er diese Opfer nicht rechtfertige. Aber immer blieb ich allein unter all meinen Freunden mit solcher Mahnung“ (Stefan Zweig, ebd., S. 336).

Karl Kraus hat Zweifel an der Klarheit und Eindeutigkeit des Pazifismus von Stefan Zweig geäußert und insbesondere Anstoß daran genommen, dass dieser im Wiener Kriegsarchiv tätig war: „wieder andere, nämlich die gefriedigten Seelen des Kriegsarchivs [...] werden sogar auf Propaganda in die Schweiz geschickt.“ (*Die Fackel* Nr. 484 vom Okt. 1918, S. 128) Es ist denkbar, dass Zweig Einsichten, die er im Nachhinein gewonnen hat, in seiner Autobiographie ein wenig vorverlegt.

Unbeirrbar eigensinnig

Geradliniger als viele seiner Schriftstellerkollegen, hat Hermann Hesse (1877–1962) sich nicht geschämt, eine weitgehende Isolierung und persönliche Nachteile aufgrund seiner den Krieg ablehnenden Haltung in Kauf zu nehmen. Zwar klingt seine Stellung zum Krieg in einem Brief vom Dezember 1914 noch recht ambivalent: „Aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden tat vielen gut“ [...]. Unabhängig vom Zeitgeist bleibt er anfangs vor allem in seiner kompromisslosen Ablehnung der Kriegsbegeisterung, die er als künstlich erzeugt, als Mache durchschaut.

„Da kam jener Sommer 1914, und plötzlich sah es innen und außen ganz verwandelt aus. Es zeigte sich, daß unser bisheriges Wohlergehen auf unsicherem Boden gestanden war, und nun begann also das Schlechtgehen, die große Erziehung. Die sogenannte große Zeit war angebrochen [...]. Nein, ich konnte die Freude über die große Zeit nicht teilen, und so kam es, daß ich unter dem Kriege von Anfang an jämmerlich litt, [...] während um mich her alle Welt so tat, als sei sie voll froher Begeisterung über eben dies Unglück. Und wenn ich nun die Zeitungsartikel der Dichter las, worin sie den Segen des Krieges entdeckten, und die Aufrufe der Professoren, und alle die Kriegsgedichte aus den Studierzimmern der berühmten Dichter, dann wurde mir noch elender.“ (Hesse 1924, S. 38)

Hesse verabscheut die schrecklichen Vereinfachungen und dauerhaften Verwüstungen, die der Krieg in der deutschsprachigen Öffentlichkeit angerichtet hat; er wendet sich gegen die Instrumentalisierung von Literatur und Kunst, gegen ihre Vereinnahmung für nationale Propaganda. In seiner heute noch lesenswerten Hesse-Biographie von 1927 (Kap. *Demian*) schreibt sein Freund Hugo Ball:

„Dieser Zug [des Eigensinns] geht bei ihm bis zur striktesten Ablehnung der werbenden Außenwelt; bis zur Selbstmordneigung und zum Aufsichnehmen der Neurose. Derselbe Charakter aber ist es, der gegen die öffentliche Meinung während des Krieges auftrat und der das gleichgerichtete Werk des Schreibers dieser Zeilen in aller Öffentlichkeit verteidigt hat.“

Hesse selbst hat über sich gesagt:

„Eine Tugend gibt es, die liebe ich sehr, eine einzige. Sie heißt Eigensinn.“ (Hesse 1919, S. 95) Und noch stärker betont: „Wir sind Menschen. Und für Menschen gibt es nur *e i n e n* natürlichen Maßstab. Es ist der des Eigensinnigen. [...] [Nämlich:] das stille, unweigerliche Gesetz in der eigenen Brust, dem zu folgen dem Menschen des bequemen Herkommens so unendlich schwer fällt, das dem Eigensinnigen aber Schicksal und Gottheit bedeutet.“ (Hesse 1919, S. 101)

Hesses Unbeirrbarkeit ist der von Bertrand Russell (1872–1970) vergleichbar, der im Ersten Weltkrieg wegen seiner Antikriegs-Aktivitäten seine Professur in Cambridge verlor und eine sechsmonatige Haftstrafe im Gefängnis verbüßen musste (vgl. Hoeres 2004, S. 179ff.). Russell – und das unterscheidet ihn von den meisten seiner Zeitgenossen – fühlte sich durch den Krieg nicht in seinen Vorurteilen bestätigt. Für die nationalistisch denkenden Kriegsbefürworter war der Kriegsausbruch der Beweis, dass ihre Befürchtungen und Albträume zutreffend waren. Er zeigte ihnen, dass es richtig sei, das Vaterland zu lieben und dessen Feinde zu hassen, die jetzt darüber hergefallen seien. Für die Kriegsgegner von der politischen Linken (Hugo Haase, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Otto Rühle u. a.) war der Krieg die logische Folge aus den systemintern nicht zu bewältigenden Krisen des Kapitalismus. Rosa Luxemburg sagt schon Anfang 1914 im Schlusswort zu einem Prozess, der ihr wegen pazifistischer „Umtriebe“ gemacht wird:

„Wir sind der Auffassung, daß Kriege nur dann und nur so lange geführt werden können, als die arbeitende Volksmasse sie entweder begeistert mitmacht, weil sie sie für eine gerechte und notwendige Sache hält, oder wenigstens dulgend erträgt. Wenn hingegen die große Mehrheit des werktätigen Volkes zu der Überzeugung gelangt – und in ihr diese Überzeugung, dieses Bewußtsein zu wecken ist gerade die Aufgabe, die wir Sozialdemokraten uns stellen –, wenn, sage ich, die Mehrheit des Volkes zu der Überzeugung gelangt, daß Kriege eine barbarische, tief unsittliche, reaktionäre und volksfeindliche Erscheinung sind, dann sind die Kriege unmöglich geworden“ (Luxemburg, 20.2.1914)

Damit spricht sie eine zutreffende Prognose über den Beginn und das Ende des Ersten Weltkriegs in Russland und Deutschland aus. Selbst ihre Verurteilung (am Ende zu einem Jahr Gefängnis) gibt ihr – ihrem Selbstverständnis nach – recht: „Und nun verurteilen Sie mich!“ ruft sie dem Gericht in ihrem Schlusswort entgegen.

Eine „Sinnggebung des Sinnlosen“ (Theodor Lessing), von welcher politischen Position aus auch immer, kommt für Hesse keinesfalls in Betracht. „Schon bei der Ausgabe seiner Anthologie von *Liedern deutscher Dichter* (um 1910) setzte er die poetische Tradition einer ‚augenblicklichen Verrohung unserer Kultur‘ entgegen. Es bedurfte keiner Kriegspresse, um ihn durch die Begeisterungen hindurch auf den Grund sehen zu lassen.“ (Ball 1927, Kap. *Demian*) Die fatale Rolle der Presse wurde schon zur Zeit des Krieges mit großer Sprachgewalt von Karl Kraus angeprangert. Einschlägige Studien wie die von Eckert/Geiss/Karsten 2014 herausgegebenen belegen, dass es in der Presse der wichtigsten europäischen Hauptstädte im Sommer 1914 eine ideologische Mobilmachung gegeben hat, die die militärische Mobilmachung vorzubereiten half. Schramm formuliert als Ergebnis seiner Arbeit: „Erst der Ausbruch des Krieges beendete diese Phase ausgesprochen guter Beziehungen [zwischen Deutschland und Großbritannien]. Das britische Deutschlandbild wandelte sich daraufhin mit größter Geschwindigkeit. Schon im August 1914 wurde der Grundstein für eine völlige Diffamierung Deutschlands [in der britischen Presse] gelegt.“ (Schramm 2007, S. 513)

Mit den „Ideen von 1914“ und der Mobilmachung der Lyrik konnte Hesse sich nicht anfreunden. Er veröffentlicht am 3. November 1914 einen Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* unter dem Titel: *O Freunde, nicht diese Töne!*, in dem er die deutschsprachigen Schriftsteller und Intellektuellen dazu aufruft, die Idee der Humanität nicht zu verraten. Hesse sagt dazu im Rückblick zehn Jahre später, ihm sei in diesem Artikel von 1914 „ein Wort des Bedauerns darüber“ entschlüpft,

„daß auch die sogenannten geistigen Menschen nichts anderes zu tun wüßten, als Haß zu predigen, Lügen zu verbreiten und das große Unglück hochzupreisen. Die Folge dieser ziemlich schüchtern geäußerten Klage war, daß ich in der Presse meines Vaterlandes für einen Verräter erklärt wurde – für mich ein neues Erlebnis [...]. Alte Freunde teilten mir mit, daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt hätten, und daß dieser Busen künftig nur noch für Kaiser und Reich, nicht aber mehr für mich Entarteten schlage. Schmähbriefe von Unbekannten kamen in Menge, und Buchhändler ließen mich wissen, daß ein Autor von so verwerflichen Gesinnungen für sie nicht mehr existiere.“ (Hesse 1924, S. 38)

Ein Vorwurf scheint Hesse allerdings berechtigt, wie er ironisch sagt:

„Ein anderer Vorwurf, den man mir macht, scheint mir selber sehr richtig. Man spricht mir den Sinn für die Wirklichkeit ab.“ (Hesse 1924, S. 44)

Zu den „realpolitisch“ Denkenden, die jedes Unheil und jede Untat rechtfertigen, wenn dergleichen ihren Vorstellungen von politisch oder historisch „notwendig“ entspricht, hat Hesse nicht gehören wollen.

„Es gibt reale Vergangenheiten, die wir vor Augen haben müssen, sollen sie nicht unvermerkt als Zukunft wiederkehren. Und es gibt Fiktionen, die wir kennen müssen, damit unsere Wirklichkeit sie nicht einholt. Orwells *1984* bleibt aktuell; es gibt keinen Grund zur Entwarnung.“ (Dahmer 1984/2009, S. 477)

Fast 70 Jahre nach der Erstpublikation von *1984* im Jahre 1948 sind Orwells Ausführungen zur Herstellung alternativer Fakten unüberholt wie eh und je. Auch heute fehlt es nicht an Präsidenten, deren Kunst darin besteht, Realität und Fiktion zu vermengen und in ihren Äußerungen heillos zu verwirren, gern mit der treuherzigen Bekräftigung „believe me“. Der bei Spitzenpolitikern nicht allein der Türkei, Russlands und der USA derzeit beliebte kreative Umgang mit Fakten erinnert an eine Passage im *Prozess*-Roman Franz Kafkas, geschrieben in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Der Geistliche erläutert K.: „man muß nicht alles [was der Türhüter sagt, N. R.] für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten.“ ‚Trübselige Meinung‘, sagte K. ‚Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.‘“ (Kafka 1965, S. 264) In Hesses schlichter Aufrichtigkeit und Unbeirrbarkeit da, wo es um das Aussprechen des vom Einzelnen als richtig Erkannten geht, zeigt sich ein anderes – unbequemes – Modell der Wahrheitssuche, das für sich selbst spricht.

Literatur:

Peter Bürger: Die Lust am gemeinsamen Erkennen. Lou Andreas-Salomés Antwort auf Rilkes Kriegsgesänge, in: Sinn und Form 66 (2014), H. 1, S. 21–27.

Christopher Clark (2013 a): Die Schlafwandler: Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, München: Deutsche Verlags-Anstalt (zuerst London 2012).

Christopher Clark (2013 b): „Diese Menschen hatten ein sehr begrenztes Bewusstsein.“ Interview von J. Scholl mit Clark, in: Deutschlandradio, 10.9.2013, online verfügbar unter: http://www.deutschlandradiokultur.de/diese-menschen-hatten-ein-sehr-begrenztes-bewusstsein.954.de.html?dram:article_id=261115.

Helmut Dahmer (1984): George Orwell: „1984“, in: H. Dahmer: Divergenzen. Holocaust – Psychoanalyse – Utopia, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, S. 467–477.

Heinrich Detering (Hrsg.): Reclams großes Buch der deutschen Gedichte. Vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2013.

Georg Eckert / Peter Geiss / Arne Karsten (Hrsg.): Die Presse in der Julikrise 1914. Die internationale Berichterstattung und der Weg in den Ersten Weltkrieg, Münster: Aschendorff 2014.

Thomas Flemming / Bernd Ulrich: Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München: Bucher Verlag 2014.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Vorrede [1820], in: Theorie-Werkausgabe, hrsg. von E. Moldenhauer und K. M. Michel, Bd. 7, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970, S. 11–28.

Hermann Hesse: Eigensinn (1919), in: H. Hesse: Ausgewählte Werke, 5. Bd.: Autobiographische Schriften, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, S. 93–101.

Hermann Hesse: Kurzgefaßter Lebenslauf (1924), in: H. Hesse: Ausgewählte Werke, 5. Bd.: Autobiographische Schriften, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, S. 29–50.

Hermann Hesse: Aus dem Taurigen etwas Schönes machen. Die Briefe 1905–1915. Hrsg. v. Volker Michels, Berlin: Suhrkamp 2014.

Georg Heym: Dichtungen und Schriften. Tagebücher, Träume, Briefe, hrsg. von Karl Ludwig Schneider, Bd. 3, Hamburg: Ellermann 1960.

Peter Hoeres: Krieg der Philosophen. Die deutsche und britische Philosophie im Ersten Weltkrieg, Paderborn: Schöningh 2004.

Franz Kafka: Der Prozess, hrsg. von Max Brod, Frankfurt/M.: S. Fischer 1965.

Karl Kraus (Hrsg.): Die Fackel. Reprint München: Kösel 1968–1976 bzw. Frankfurt/M.: Zweitausendeins 1977, Bd. 6 (Nr. 321–397, April 1911 bis März 1914), Bd. 7 (Nr. 398–507, April 1914 bis Januar 1919) und Bd. 12 (Die letzten Tage der Menschheit, 1919).

Else Lasker-Schüler: Sämtliche Gedichte. Hrsg. von Friedhelm Kemp, München ³1984: Kösel.

Theodor Lessing: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen [1919]. Mit einem Nachwort von Rita Bischof, München: Matthes & Seitz Verlag 1983.

Rosa Luxemburg (1914): Verteidigungsrede vor der Frankfurter Strafkammer (20. Februar 1914), in: R. Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 3, Berlin (Ost): Karl Dietz, 6. Aufl. 2003, S. 395–406.

Christian Niemeyer: Art. „Krieg“, in: Chr. Niemeyer (Hrsg.): Nietzsche-Lexikon, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009, S. 186–190.

Rainer Maria Rilke: Briefe in zwei Bänden, hrsg. von Horst Nalewski, Bd. 1: 1896 bis 1919, Bd. 2: 1919 bis 1926, Frankfurt/M. und Leipzig: Insel 1991.

Martin Schramm: Das Deutschlandbild in der britischen Presse 1912–1919, Berlin: Akademie Verlag 2007.

Georg Trakl: Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Walther Killy und Hans Szklenar, Salzburg: Otto Müller Verlag 1969/1970 (entspricht dem Text des ersten Bandes der historisch-kritischen Ausgabe).

Hans Weichselbaum: Georg Trakl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten, Salzburg: Otto Müller Verlag 1994.

Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vom Beginn des ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, Bonn 2010 (1. Auflage: München: C. H. Beck 2003).

Stefan Zweig: Die Welt von Gestern (1942), Köln: Anaconda-Verlag 2013, online verfügbar unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-welt-von-gestern-6858/11>.

NORBERT RATH war Professor für Sozialphilosophie an der Fachhochschule Münster. Arbeitsgebiete u. a.: Geschichte Kritischer Theorie, Theorien des Glücks, Kulturtheorie.



Peter Paul Wiplinger: No more Hiroshima.
Aus der Foto-Serie „Plakatreste“ (Klagenfurt 1995).

VOR DEM AUSBRUCH

Gedichte von HEL, Michael Hillen,
Gerald Fiebig, Georg Oswald Cott,
Tanja Dückers und Christine Kappe

HEL

DREI TAGE JAGEN SIE MICH NUNMEHR
konnten mich nirgendwo kriegen
Dreißig mann sind s' hinter mir her
lästig wie die fliegen

Drei tage laufschrift kein aug zugetan
hoch hab ich klimmen müssen
Dreißig mann krieng mich nicht inn kahn
werd ich mein Duscha noch küssen

Gestern war maitanz unten im tal
wem wird sich Duschenka schenken
Morgen singt die kurrende 'n choral
wenn sie den Gamsjosef henken

26.2.16

Slowak ruberlied
gesungen 1968 von
Alexander Dubek
nach der verhandlg
in ierna nad Tisou

Michael Hillen: das telefon läutet

das telefon läutet in einer art
wie es nie zuvor geläutet hat,
eine fremde und doch ein dutzend mal
im innern vernommene stimme – nicht
eine silbe müſste sie hörbar machen –
sagt das erwartete. umnachtet

verlst man das haus
ohne die tür zu sichern.
ein haus von dem niemand wei
ob es noch einmal aufhören wird
zu wanken.

Gerald Fiebig: dienst nicht verfügbar

„ich brauche eine auszeit, um meine
akkus wieder aufzuladen“ – als wäre
man ein scheißmobiltelefon
aus fleisch & coltan & deshalb auch aus blut.
„meine akkus wieder aufladen“ – wozu?
damit der standby-modus pausenlos anhält?
damit einen jede schreckliche nachricht
in echtzeit erreicht? damit einen jeder
nackenschlag direkt ins nervensystem trifft?
„wieder aufladen“ – als wäre das nicht
das genaue gegenteil einer „auszeit“.
ich brauche ein aus, damit die akkus leer werden,
das display erlischt, die LEDs nicht mehr blinken.
ich brauche ein aus ohne zeit, um nicht mehr
verfügbar zu sein für den dienst an den netzen.
*& ich hoffe, dass ich, wenn ich sterbe,
nicht wiedergeboren werde, denn das
wäre mir echt zu anstrengend.*

nach Francisca Zecher

kassiber

innehalten
immer
in dem moment
vor dem bildschirm

wenn der persönliche rechner
von dir verlangt
eingebugsvoll
den edelsten teil an einem menschen:
dein passwort

zögern
zehntel- bis zehn sekunden
zwischen zwei brustwarzen
in deiner seele

auf dem linoleumfußboden
der tatbestände
in deinem büro
auf dem öffentlichen parkett
verlegt in den späten 30er- bis frühen 40er-jahren

flüchtig
fragmentarisch erinnern
in wessen namen
man angetreten

verschlüsselte ideale embedded
im benutzerprofil
das man niemals laut ausspricht
im entbetteten strom des alltags

loggen wir uns ein
mit 77adorno19
mit *sichfügenheitslügen* (von slime)
oder (das ist meins)

Georg Oswald Cott

NOCH NICHT FASSBAR
was heimlich wächst
auch er nimmt sich Zeit
ein Angler fängt
Köderfische

HEUTE DIE RUHE
Lamm und Wolf
wer von beiden
ist in Gedanken

Tanja Dückers: Brief eines Steins

Man sieht es mir nicht an, aber in mir steckt der Wunsch nach
Widerspruch:

Es ist nicht wahr dass die Erde die Dinge festhält
Es ist nicht wahr dass der Mond zwei Launen hat
Es ist nicht wahr dass die Berge ins Meer wandern
und das Meer in den Schlaf

Es ist wahr dass der Mond sich langsam von uns entfernt
und uns vergisst
Hunde heulen auf Wölfe zerbellern die Nacht

Was ist wahr:
Steine
können fliegen
Träume untergehen
wie schwere Schiffe
Mein kaltes Herz
ein Virus ein Funken



Irene Klaffke: Im Gras (1998).
Federzeichnung/schwarzer Buntstift.

[Fortsetzung von S. 61:]

eine schlafende Utopie
geschlossen wie die Faust aller Idealisten
härter als Fiberglas
loyal wie der Tod
Die Sonne
streift mich nur flüchtig
Mittags bin ich heiß für eine Stunde
Verpasse mich nicht meine kurze Glut
Wirf mich gegen ein Fenster ein Auto
Denn ich kann fliegen und alles
zerstören und wieder aufbauen
von Neuem immerfort
was Du willst:
Mauern Friedhöfe
Geburtskliniken und Kindergärten
Bis ich wieder hochfliege wie dein dümmster oder klügster Traum
die Schwerkraft
den Wunsch nach Stille überwinde

Es ist wahr, dass die Wellen uns zermalmen und aus Steinen Sandkörner
werden und aus Sandkörnern Erinnerungen an Sandkörner
Aus den Erinnerungen fließt irgendwann wieder Wut
Wölfe und Hunde bellen und heulen einander am Ufer an und
alles
beginnt
von
vorn

Christine Kappe: Im Gras

waren wir allein, spielten wir Theater, weil wir es nicht
aushielten, die Realität, gab es doch gar nicht, & wo kam
dann die Lokomotive her? aus der Vergangenheit, nur
aufgeklebt, wieso bist du wach? unsere Hände berührten
sich nicht, unsere Gedanken fetzten alles von den
Büschen, bis auf diese kleinen weißen häßlichen
leuchtenden Beeren

auf ein Bild von Irene Klaffke

HEL (Herbert Laschet Toussaint), geb. 1957 in Eupen, lebt seit 1990 in Berlin. Lyriker, Sprachvergleicher. Brotarbeit als Schneeschipper, Containerbereitsteller, Sitzsportassistent. Veröffentlicht zuletzt in: *Dulcinea lebt, Herr Quijote* und *Arbor etum* (beide hrsg. v. Jürgen Polinske, Norderstedt: BoD 2017).

MICHAEL HILLEN, geb. 1953 in Bonn, wo er wohnt und arbeitet. Lyriker. Beiträge in Zeitungen, Anthologien, in- und ausländischen Literaturzeitschriften. Letzte Veröffentlichungen: die Gedichtbände *Beschattete Erinnerungen* (Marklkofen: Silver Horse Edition 2011), *Frau Röntgens Hand* (Graz: Edition Keiper 2012), *Die Kartoffelesser* (Illustrationen: Xenia Pankowa; hrsg. v. Carl-Walter Kottnik, Hamburg 2015) und *Wundbilder* (hrsg. v. Hans Georg Bulla, mit einer Radierung v. Peter Marggraf, Bordenau/Venezia: San Marco Handpresse 2016). – Mehr unter www.nrw-literatur-im-netz.de und www.fixpoetry.com.

GERALD FIEBIG, geb. 1973, lebt als Lyriker, Audiokünstler und Leiter des Kulturhauses abraxas in Augsburg. Mehrere Gedichtbände, darunter *normalzeit* (2002) und *zweistromland* (mit Ibrahim Kaya, 2004). Weitere Bände als Download unter www.geraldfiebig.net.

GEORG OSWALD COTT, geb. 1931 in Salzgitter, lebt und arbeitet in Braunschweig. Er schreibt Erzählungen, Essays, Gedichte und Hörspiele. Sein literarisches Schaffen wurde mehrfach ausgezeichnet, so war er 1997 Ehrengast der Villa Massimo. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Im Zeitraffer. Menschen und Ereignisse im Braunschweiger Land*. Erzählungen (Springe: zu Klampen Verlag 2017).

TANJA DÜCKERS, geb. 1968, lebt und arbeitet in Berlin, wo sie auch geboren wurde. Von 1998 bis 2000 lebte sie in Barcelona. Schriftstellerin und Journalistin. Für ihre literarische Arbeit erhielt sie mehrere Aufenthaltsstipendien und Preise. Sie ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland. Mehrere Buchveröffentlichungen, darunter der Roman *Hausers Zimmer* (Frankfurt a. M.: Schöffling 2010).

CHRISTINE KAPPE, geb. 1970 in Einbeck, lebt und arbeitet in Hannover als Autorin – mit den Arbeitsgebieten Theater, Hörspiel, Lyrik, Prosa und Essayistik – und Deutschlehrerin. Sie studierte u. a. am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Ihre literarische Arbeit wurde mehrfach ausgezeichnet. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Vom Zustand der Welt um 4 Uhr 35*. Essays und Erzählungen (mit sechs Bildern von Irene Klaffke, Ludwigsburg: Pop 2016). Mehr unter www.christine-k.de.

MAÍRTÍN Ó CADHAIN: DER SCHLÜSSEL besprochen von Michael Klevenhaus

J., Papierbeauftragter im Verwaltungsdienst, wird versehentlich in einem fensterlosen Büro in der Verwaltung eingeschlossen. Schlüssel abgebrochen. So etwas passiert. In Irland oder anderswo. Nur mit dem Unterschied, dass anderswo der Schlüsseldienst gerufen würde, die Tür geöffnet und das Ganze als dummes Missgeschick erledigt wäre.

In Máirtín Ó Cadhains Novelle jedoch bricht der Irrsinn los.

Dass sich jemand einschließt und der Schlüssel abbricht, ist in den Vorschriften nicht vorgesehen, und so beginnt eine Orgie der Desorganisation, der Hierarchie-Hörigkeit und Dienstbeflissenheit, die weit über das hinausgeht, was man bei Kafka lesen kann.

Schon zu Beginn der Geschichte ahnt man, wo man gelandet ist, wenn der Autor über Papier und öffentliche Verwaltung sinniert.

„Denn der öffentliche Dienst ist Papier, jeden Formates, jeder Form und jeder Fabrikation ... Dünne zerfetzte Quittungen wie Schleim auf einem, vom Regen gebeutelten Felsen, ...“

Aktenordner sind die komplexen Lebewesen in dieser Welt, am unteren Ende steht der Aufkleber, der schon von einem Windhauch in seiner Existenz bedroht ist.

J. steht mit diesen Lebewesen in ständigem Kontakt und Austausch. Als er im Aktenlager eingeschlossen wird, entsteht eine zweigeteilte Welt: innen die geordnete der Akten und Vorgänge, in die der Protagonist eintaucht, und außen die Welt der Menschen, die im Versuch, die Tür vorschriftsmäßig zu öffnen, in Vorschriften, Nichtzuständigkeiten, Nachlässigkeit und Schlendrian immer tiefer in der Desorganisation versinken, weil kein aktenkundiger Vorgang ihnen vermitteln kann, wie vorzugehen wäre. Weder die Putzfrau noch der Dienstvorgesetzte können vor Ort helfen. Am Schluss schalten sich scheinbar omnipotente Kräfte wie Politiker, der Erzbischof und die Armee ein. Minutiös werden die Schwierigkeiten geschildert, die verhindern, dass einfach jemand mit einem Brecheisen dem armen J. hilft. Dabei werden das Für und Wider der gewählten Handlungsweise auf eine so charmant-amüsante Weise mitgeteilt, dass man über lange Strecken vollkommen vergißt, wie furchtbar das alles in seinem Alltagswahnsinn ist.

Man könnte die Novelle als eine dieser üblichen Geschichten mit chaotischen, aber lebenswerten Iren abtun, eine Erzählung, die mit den üblichen Klischees über die immer zu Streichen aufgelegten Bewohner der grünen Insel spielt. Damit würde man diesem Buch großes Unrecht tun. Ó Cadhain ist ein Meister der Beschreibung von Ambivalenz und Hintergründigkeit. Nicht nur die Menschen leben in diesem Kosmos, sondern auch die Dinge bekommen ein Eigenleben zugestanden, sie sind zwiespältige und agierende Charaktere, vor denen man sich hüten sollte. Es ist amüsant zu lesen, wie J. nicht weiß, wo im Aktenlager er seine Notdurft verrichten kann, eine Toilette gibt es nicht und in die Schublade geht nicht, da ja dort normalerweise wichtige Dinge aufbewahrt werden. Es ist aber zugleich todtragisch, diese seine Not miterleben zu müssen. Es ist furchtbar zu erleben, wie er versucht Papier zu essen und damit Vorgänge tötet, um zu überleben. Nur Wasser ist nicht in Sicht; sogar durch das Schlüsselloch kann man keinen Schlauch legen, da steckt der abgebrochene Schlüssel fest. Es wäre aber auch nicht gut für das Papier.

Man versteht plötzlich, warum zum Beispiel Flughäfen einfach nicht zu Ende gebaut werden können. Alles erscheint vollkommen logisch in seinen Widersprüchen. Und immer wieder schimmert Kafka durch dieses Buch. Auf der einen Seite, der der Außenwelt, fühlt man sich im Schloss, im Aktenlager selbst beginnt J. sich zu verändern. Man befindet sich in einer Welt, die sich zwischen den Feen der gälischen Mythologie und dem ganz normalen Wahnsinn des 20. und 21. Jahrhunderts ausbreitet.

Man merkt, dass diese Geschichte ursprünglich nicht nur in Irisch-Gälisch geschrieben, sondern in dieser so bildreichen und detaillierten Sprache erdacht worden ist. Und das bereits im Jahre 1967. Und doch ist sie von einer erschreckenden Aktualität. Dass wir das auch in der deutschen Übersetzung erleben können, verdanken wir der hervorragenden Übertragung dieser detaillierten Beschreibungen, die sich durch die ganze Geschichte ziehen und die dieses Buch so



vielschichtig machen. Der Übersetzerin Gabriele Haefs ist es wunderbar gelungen, dieses kleine Meisterwerk ins Deutsche zu übertragen, einer dazu prädestinierten Sprache, die ähnlich detailversessen ist wie das Gälische.

Die gute Nachricht: Am Ende des Buches gelingt es, die Tür zu öffnen.

Aber das ist noch nicht das Ende.

Tá an leabhar an-mhaith ar fad!

Maírtín Ó Cadhain, *Der Schlüssel*. Novelle. Übersetzt von Gabriele Haefs, Stuttgart: Kröner 2016, ISBN 978-3-520-60001-1, 100 Seiten, 16,90 EUR.

MICHAEL KLEVENHAUS, geb. 1961, ist Leiter des von ihm 2002 gegründeten „Deutschen Zentrums für Gälische Sprache und Kultur“ in Bonn, der ersten professionellen Sprachschule für Schottisch-Gälisch in Deutschland, Autor mehrerer Bücher zur schottisch-gälischen Sprache, Korrespondent für das gälischsprachige „BBC Radio nan Gàidheal“, Kulturvermittler, Übersetzer gälischer Literatur ins Deutsche, Schauspieler und Sänger. 2013 erhielt er den *Duais na Gàidhlig* für seine Verdienste um die schottisch-gälische Sprache. 2016 veröffentlichte er bei Sandstone Press seinen ersten Roman in gälischer Sprache, *An Uinneag don Iar*.

W. B. Yeats (1865–1939)

THE SECOND COMING – *DAS ZWEITE KOMMEN*

übertragen von Caroline Hartge

Turning and turning in the widening gyre
The falcon cannot hear the falconer;
Things fall apart; the centre cannot hold;
Mere anarchy is loosed upon the world,
The blood-dimmed tide is loosed, and everywhere
The ceremony of innocence is drowned;
The best lack all conviction, while the worst
Are full of passionate intensity.

Surely some revelation is at hand;
Surely the Second Coming is at hand.
The Second Coming! Hardly are those words out
When a vast image out of *Spiritus Mundi*
Troubles my sight: somewhere in sands of the desert
A shape with lion body and the head of a man,
A gaze blank and pitiless as the sun,
Is moving its slow thighs, while all about it
Reel shadows of the indignant desert birds.
The darkness drops again; but now I know
That twenty centuries of stony sleep
Were vexed to nightmare by a rocking cradle,
And what rough beast, its hour come round at last,
Slouches towards Bethlehem to be born?

*Kreisend und kreisend in immer weiteren Runden
Kann der Falke den Falkner nicht hören;
Dinge zerfallen; die Mitte kann sich nicht halten;
Bloße Anarchie ist losgelassen auf die Welt,
Die blutig trübe Flut ist losgemacht, und allerorten
Wird die Zeremonie der Unschuld ertränkt.
Den Besten fehlt jegliche Überzeugung, wohingegen die Übelsten
Erfüllt sind von leidenschaftlichem Drang.*

*Gewiss steht eine Art von Offenbarung bevor;
Gewiss steht das Zweite Kommen bevor.
Das Zweite Kommen! Kaum sind jene Worte ausgesprochen
Als ein riesenhaftes Bild aus dem Unterbewusstsein der Menschheit
Mir die Sicht stört: Irgendwo im Sand der Wüste
Regt eine Gestalt mit Löwenrumpf und Menschenkopf,
Einem Blick so starr und erbarmungslos wie die Sonne,
Ihre trägen Schenkel, während überall um sie herum
Die Schatten empörter Wüstenvögel taumeln.
Die Finsternis fällt wieder herab; aber jetzt weiß ich,
Dass zwanzig Jahrhunderte steinernen Schlafs
In einer Wiege in einen Nachtmahr geschaukelt wurden,
Und was für ein ungeschlachtetes Vieh, dessen Stunde zuletzt gekommen ist,
Schleppt sich gen Bethlehem, um geboren zu werden?*

Benutzte Textausgabe: W. B. Yeats, *The Poems*. Second Edition. Edited by Richard J. Finneran (The Collected Works of W. B. Yeats, Volume I), New York 1997, S. 189.

ES MUSS NICHT IMMER BLUBBERN

Die Vulkanologin und Tourismusunternehmerin Sonja Lenz im Gespräch

Während Vulkane sich nicht selten Jahrhunderte oder gar Jahrtausende Zeit lassen bis zum nächsten Ausbruch, folgen die menschlichen Aktivitäten rund um die Feuerberge eher kurzen Fristen: sensationsheischende Medien und ihr Publikum, erlebnishungrige Touristen mit wenig Zeit und umso größeren Kamera-Datenträgern, bisweilen, wie etwa am Vesuv, auch unvorsichtige oder skrupellose Bauherren – sie stehen in einem bemerkenswerten Kontrast zum langen Atem der Vulkane. Über naturwissenschaftliche, mediale und touristische Aspekte des Themas sprach Cornelius van Alsum mit Sonja Lenz in Trier.

Vor einigen Jahren gab es einen Katastrophenfilm im deutschen Privatfernsehen, dessen Szenario aus einem Vulkanausbruch in der Eifel bestand. Selbst Heiner Lauterbach und Yvonne Catterfeld hatten der Großkatastrophe nichts entgegenzusetzen. So war es einige Jahre zuvor auch schon Pierce Brosnan ergangen, irgendwo im Westen der USA und in erkennbarer Anspielung auf den Mount St Helens. Was denken Sie, wenn Sie als gelernte Vulkanologin mit solchen Produkten der Populärkultur in Berührung kommen? Auch die Nachrichtenmedien sind ja, vielleicht besonders in der Sauregurkenzeit, voll von Meldungen über vermeintliche Monstervulkane, die den Flugverkehr stören, oder etwas seriöser, von Mutmaßungen über das Wiedererwachen der Phlegräischen Felder und was es da sonst noch gibt. Ärgert es Sie, wenn Sie sehen, daß die Naturgewalt für ziemlich einfallsslose Filme oder lückenfüllende Meldungen ausgenutzt wird?

Was mich ärgert, sind Dokumentationen, die von sich behaupten, wissenschaftlich zu sein, und dennoch mit definitiv falschen Aussagen operieren. Dann ärgert mich das schon, weil es sich um eine gezielte Verdummung des Publikums handelt. Wenn aber ein Spielfilm läuft, dann räume ich der Sache gerne künstlerische Freiheit ein. Ich schaue mir das immer an, weil ich so etwas als sehr amüsant empfinde. Für mich sind das grundsätzlich komödiantische Filme, meist auch schlecht gespielt. Ich habe mich übrigens sehr über Pierce Brosnan gewundert, da ich ihn eigentlich als Schauspieler schätze ... Aber darüber kann ich lachen. Das Problem sind die Dinge, die wissenschaftlich daherkommen.

Was wären denn typische Fehlinformationen, Irreführungen, die Ihnen auffallen?

Eine herrliche Irreführung hier aus der Gegend ist: „Achtung, kaufen Sie kein Grundstück in der Eifel, da die Eifel vulkanisch aktiv ist und jederzeit mit einem Ausbruch gerechnet werden muß.“ Solche Meldungen gab es schon. In meiner Studienzeit wurde einer meiner Dozenten von einer regionalen Tageszeitung dazu befragt, und er hat definitiv eine richtige wissenschaftliche Aussage formuliert. Diese wurde aber von der Journalistin entweder falsch verstanden oder einfach unterschlagen. So kam ein reißerischer Artikel in die Zeitung, und der arme Professor wurde belächelt, obwohl er selber nichts falsch gemacht hatte.

Schlechte Filme über Vulkane gibt es jede Menge. Haben Sie denn auch einen Lieblingsfilm – oder vielleicht auch ein Lieblingsbuch – ohne diesen „komödiantischen“ Charakter, in dem die Thematik künstlerisch adäquat umgesetzt ist?

Dazu fällt mir spontan tatsächlich nur ein Buch ein, das aber von Beginn an nicht den Anspruch erhebt, wissenschaftlich korrekt zu sein, nämlich Jules Vernes „Reise zum Mittelpunkt der Erde“. Das ist so phantasievoll, daß ich als Leserin gar nicht möchte, daß der Autor stattdessen mit wissenschaftlichem Ernst schreibt. Denn natürlich weiß jeder, daß man nicht in einem Vulkan durch die Erde reisen kann. Deswegen finde ich dieses Buch immer noch am schönsten, wenn es um Vulkane geht. Ansonsten wüßte ich aus der Romanliteratur nichts, was ich zu diesem Thema interessant finde.

Vielleicht noch kurz zur Erläuterung: Im Roman steigt die Expedition in den isländischen Snæfellsjökull und kommt durch den Stromboli wieder an die Erdoberfläche, also doch einige tausend Kilometer entfernt. Aber unabhängig von Romanen und Filmen: Haben Sie auch einen Lieblingsvulkan?

Ja, auf Heimaey, der Eldfell. Das ist der Vulkan, der 1973 auf den Westmännerinseln ausgebrochen ist. Das ist mein Lieblingsvulkan.

Und warum dieser?

Weil die Insel meine Herzensheimat ist. Das kann ich in Worten schlecht beschreiben. Heimaey heißt auch Heimatinsel. Da habe ich damals ein halbes Jahr gelebt und meine Diplomarbeit geschrieben, nicht über diesen Vulkan, sondern über einen älteren. Aber das ist einfach schön, dort auf der Erde zu sitzen, gewärmt zu werden und den Gletscher an der Südküste von Island zu sehen. Das ist schon eine besondere Insel.

Auf Ihre touristische Arbeit möchte ich später noch eingehen, aber eine Frage hierzu bietet sich jetzt schon an: Sie veranstalten auch Exkursionen in der Eifel, nicht wahr?

Ja, genau.

Ist das, wenn ich so sagen darf, nicht alles etwas mickrig, wenn man aktive Vulkangebiete kennt? In der Eifel wird ja fast um jedes Bläschen ein Vulkanpark inszeniert, jede Menge Tourismus veranstaltet. Oder wie wirkt das auf Sie?

Also, es muß für mich nicht immer blubbern. Das Problem ist auch, wenn man sich in einem aktiven Vulkangebiet bewegt, dann ist es sehr anspruchs- und verantwortungsvoll, dort mit Gästen unterwegs zu sein. Ich finde es z. B. furchtbar, wie sich manche Reiseleiter am Ätna verhalten und dort mit ihren Gruppen rumlatschen, ich kann es nicht anders sagen. Für mich muß es nicht immer blubbern und dampfen, sondern ich finde, gerade die Vulkaneifel mit all diesen geologischen Aufschlüssen ist unheimlich spannend. Ich finde, ein Vulkanologe ist nichts anderes als ein Erddetektiv. Und besonders schön ist es, dann den Gästen zu erklären, wie man diese Schichten deuten kann, welches Geschehen man daraus ablesen kann.

Sind Sie dadurch auch zu Ihrem Fach gekommen: daß Sie Detektivin sein wollten?

Ich glaube ja. Als Jugendliche wollte ich Paläontologin, Archäologin oder eben Vulkanologin werden.

Wo kann man hierzulande Vulkanologie studieren? In Ihrem Fall war das glaube ich in ein Geographiestudium eingebettet, nicht wahr?

Richtig. Ich habe Physische Geographie studiert und mir das immer selbst zurechtge-

legt. Im Hauptstudium hatte ich Geologie und Bodenkunde als Hauptfächer, habe aber bei jeder Seminararbeit, egal worum es ging, versucht, ein vulkanologisches Thema zu bekommen.

In Island zum Beispiel hat das Fach einen größeren Stellenwert, oder? Da hätten Sie auch ohne weiteres einen vorstrukturierten Studiengang angeboten bekommen, vermute ich.

Ja, natürlich. Ich hätte da bleiben können, war zu der Zeit aber schon liiert und bin deshalb nicht ausgewandert.

Bräuchten wir denn mehr Vulkanologen in Deutschland? In der Vorbereitung auf unser Interview habe ich aus einem Dokumentarfilm erfahren, es fehlten Erdbebenwarten rund um den Laacher See ...

Ja, das hab' ich auch mal gehört, weiß aber leider nicht, ob das noch der aktuelle Stand ist. Was ich zu Ihrer Frage auf jeden Fall sagen kann, ist, daß die vulkanologische Grundlagenforschung in Deutschland nicht viel Geld bekommt. Wenn ich seinerzeit in dem Bereich hätte weiterarbeiten wollen, dann hätte ich nach Neuseeland gehen können, von dort hatte ich ein Angebot. Aber hier in Deutschland war da trotz der Unterstützung eines sehr namhaften Professors nichts zu machen.

Und im weltweiten Maßstab? Das Phänomen der „Supervulkane“ ist ja, wie ich jetzt gelernt habe, erst seit wenigen Jahren bekannt, man hat den Yellowstone und andere derartige Vulkane vorher für erloschen oder fast erloschen gehalten. Angesichts der potentiell weltweiten Auswirkungen könnte man eher mehr Fachleute auf diesem Gebiet gebrauchen, oder wie sehen Sie das?

Ich denke schon, ja. Denn es ist immer noch nicht möglich, einen Vulkanausbruch zuverlässig vorherzusagen, viele Vulkane brechen aus, ohne daß es vorher große Anzeichen gibt. Beim weltweit gefährlichsten Vulkan, dem Vesuv, hätten die Menschen kaum eine Chance wegzulaufen.

Allerdings auch deshalb, weil sie diesem Berg mit ihrer Bebauung sehr zu Leibe gerückt sind und sich dann auch noch wenig um Fluchtwege gekümmert haben ...

Das stimmt wohl, ja. Gefahr bezieht sich eben auch auf das Zusammenspiel der rein natürlichen Faktoren und der menschengemachten.



Blick auf den Eyjafjallajökull (2014).

Das führt mich zu einer Frage, die mit Ihrer jetzigen Tätigkeit als Touristikunternehmerin und Reiseleiterin zusammenhängt: Allgemein kann man glaube ich sagen, daß unsere Zeitgenossen schon auf mittelgroße Katastrophen nicht eingestellt sind, schon ein längerer Schneefall führt manchmal zu Ausnahmezuständen. Erleben Sie das auch so im Reisealltag, daß die Leute sozusagen in die Natur stolpern?

Nein, tatsächlich bei meinem Publikum nicht. Das sind oft Menschen, die sehr bewusst leben. Sie suchen sich sehr gezielt ihre Reiseangebote aus, und sie wandern beispielsweise auch bewusst, gehen bewusst und setzen sich mit der Natur auch in ihrem Alltag auseinander. Ich hatte bisher keinen Fall von verstauchtem Knöchel dabei!

Wir haben schon kurz über Ihre Eifelwanderungen gesprochen. Ist „Vulkaneifel“ für Sie als Geographin, Vulkanologin überhaupt eine akzeptable Bezeichnung, oder handelt es sich dabei eher um eine touristische Verheißung?

Nein, der Begriff geht auch aus fachlicher Sicht völlig in Ordnung, denn es gibt ja noch andere Gebiete in der Eifel, die nicht vulkanisch sind.

Gibt es in Ihren Augen etwas, das besonders typisch ist für die Eifel, vielleicht auch einzigartig an dieser Gegend?

Ganz typisch sind die Maare. Die findet man z. B. in Island nur sehr selten und dann auch nicht so viele nebeneinander. Und bezogen auf das restliche Deutschland ist die Besonderheit der Eifel, daß sie noch aktiv ist: geologisch gesehen, natürlich nicht in dem Sinne, daß es morgen losgeht. Sie schläft, aber irgendwann wird wieder etwas passieren.

Und die heutige Prägung der Region durch den Vulkanismus – die ist schon sehr stark, nicht wahr?

Ja, auf jeden Fall. Das Landschaftsbild mit bestimmten Gesteinsarten, die bis heute abgebaut werden und früher auch in den Dörfern für den Häuserbau verwendet wurden, und eben die Maare, dazu die sehr gute

touristische Erschließung – es gibt sehr gut ausgedachte Wanderwege und hervorragende, sehr gut konzipierte Museen zu dieser Thematik. Das ist schon ein sehr fundiertes Wissen, das man da erwerben kann.

Aber außer den berühmten Kohlendioxid-Blasen z. B. im Laacher See zeigt sich eine vulkanische Aktivität derzeit nicht, oder?

Ja, für den „Normalgast“, der ohne Meßgeräte anreist, sind diese Mofetten tatsächlich das einzige sichtbare Anzeichen.

Und was können Sie messen, wenn Sie entsprechend ausgerüstet sind?

Anhand von Erdbebenwellen kann man ermitteln, was für ein Gestein im Untergrund vorliegt. Und daraus hat man ablesen können, daß unter der Eifel flüssiges Gestein vorhanden ist, wesentlich näher an der Erdoberfläche als im übrigen Deutschland.

Inzwischen, schon seit etlichen Jahren, sind Sie als Tourismusunternehmerin tätig und leiten nach wie vor selber Exkursionen. Nur in Island? Überlassen Sie die anderen Länder Ihrer Angebotspalette Ihren Kollegen?

Das ist unterschiedlich. Angefangen habe ich seinerzeit tatsächlich mit Island, sonst wäre ich wohl gar nicht zu dieser Branche gekommen. In Island und auch in Deutschland leite ich viele Reisen noch selber. Im restlichen Europa habe ich Kooperationen mit anderen Veranstaltern, die so denken wie ich, die langsames, bewußtes Reisen anbieten. Der Trend geht immer mehr zu kurzen Reisen, für die man nicht so viel Urlaub nehmen muß, wo es darum geht, mit Gleichgesinnten drei oder vier Tage lang Kraft zu tanken. Meine Angebote entwickeln sich immer mehr in diese Richtung: bewußtes Gehen, auch Angebote mit Yoga-Elementen und sehr viel Naturmeditation, bei der man möglichst viel schweigend geht, beispielsweise auch einmal über Aphorismen nachdenkt.

Zu Ihren Island-Angeboten möchte ich noch einmal nachfragen: Soweit ich weiß, ist der Tourismus dort nach der letzten Wirtschaftskrise zum wichtigsten ökonomischen Sektor überhaupt geworden.

Ja, das stimmt.

Nehmen Sie das auch so wahr: daß die Insel inzwischen fast überrannt wird?

Ja, das nehme ich so wahr, tatsächlich. Das ist auch einer der Gründe, weshalb ich versuche, zwar nicht von meinem Ruf als Island-Spezialistin wegzukommen, aber ihn

ein bißchen zu überprägen, indem ich das bewußte Reisen anbiete, und das auch in ganz Europa.

Wenn Sie eine Island-Reise anbieten, dann wird es ja vermutlich nicht so sein, daß Sie den „Golden Circle“ um zwölf Uhr mittags abfahren, wenn hundert Leute um den Geysir stehen ...

Ja, genau. Wir bilden jeweils Kleingruppen von höchstens acht Leuten, und wir übernachten in Gästehäusern, wo wir selber kochen, also zeitlich auch nicht so gebunden sind. Und wir gehen auch durchaus über die Region um Reykjavík hinaus. Dort verbringen wir eigentlich nur den letzten Tag vor der Abreise, um uns sozusagen wieder zu zivilisieren, und auch deshalb, weil es eben dazu gehört, weil ja über 80 Prozent der Isländer in dieser Region leben.

Als ich mir Ihr Programm vor unserem Gespräch angesehen habe, sind mir in der Tat die Stichworte Achtsamkeit, zur Ruhe kommen, Ganzheitlichkeit und Yoga sehr aufgefallen. Auch mit einem Geomanten werden Sie demnächst zusammenarbeiten, nicht wahr?

Ja, darauf freue ich mich schon sehr. Das ist eine Sonderreise, und inzwischen ist auch sicher, daß sie zustande kommt. Ich habe einen Geomanten kennengelernt, per Zufall, weil ich mich für Geomantie interessiert habe, aber keine Zeit hatte, mich selber einzuarbeiten. Er ist ebenfalls ein großer Island-Liebhaber, und bei unserem gemeinsamen Projekt werde ich den naturwissenschaftlichen Teil beisteuern, übrigens vor allem am Beispiel der Halbinsel Snæfellsnes, weil der Snæfellsjökull als Energiezentrum gilt.

Da möchte ich doch noch etwas nachhaken – und zwar deshalb, weil Sie zu Beginn unseres Gesprächs ja den unwissenschaftlichen Umgang der Medien bzw. auch der Unterhaltungsindustrie mit dem Thema Vulkanismus recht kritisch kommentiert haben. Die Geomantie ist für Sie als Wissenschaftlerin sozusagen satisfaktionsfähig?

Ich stehe dem sehr aufgeschlossen gegenüber. Ich glaube nicht, daß Mathematik, Physik und Chemie alles sind, was es gibt auf der Welt. Ich glaube auch an Elfen. Ich habe sie noch nie gesehen, aber ich glaube daran, daß es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, die man nicht mit Zahlen erfassen kann. Und selbst wenn mir jemand sagen würde „So ein Blödsinn!“ – ich glaube, es

macht die eigene Welt größer, wenn man glaubt, daß da noch etwas ist, das man nicht mit Zahlen erfassen kann.

Gibt es denn auch Reiseteilnehmer, die sich daran stören, daß Sie, sagen wir es wertneutral, solche naturwissenschaftlich nicht allgemein anerkannten Praktiken und Anschauungen berücksichtigen?

Nein, die Sonderreise ist ja auch als solche ausgeschrieben, als geologisch-geomantische Exkursion, und die Leute, die diese Reise buchen, sind für so etwas aufgeschlossen. Und ansonsten, bei den „normalen“ Islandreisen, die leite ich erstens nicht alle selber, sondern es können auch Reiseleiter sein, die keinen Bezug zu diesem Grenzbereich haben, und wenn ich mit einer Gruppe unterwegs bin, merke ich irgendwann, ob ich den Teilnehmern etwas von „meinen“ Elfen erzählen sollte oder ob ich es besser lasse.

Wie wird die Exkursion mit einem Geomanten dann konkret ablaufen? Benutzt Ihr Reisebegleiter z. B. Wünschelruten?

Darauf bin ich selbst sehr gespannt. Was ich bisher über diese Dinge weiß, ist im wesentlichen, daß es um die Energie geht, die in der Natur vorhanden ist – und auch physikalisch meßbar ist. Es gibt ja Bereiche im Boden, für die stärkere Strahlungen meßbar sind als für andere. Danach richten sich beispielsweise Bäume aus. Es gibt Wuchsformen, aus denen man erkennen kann, was darunter ist.

Nehmen Sie eine stärkere Nachfrage wahr nach solchen Angeboten, bei denen es um neue Zugänge zum Naturerlebnis geht – oder auch um eine intensivere Körpererfahrung? Sie haben ja vorhin selber den Begriff Acht-samkeit genannt.

Ja, so etwas hat schon Konjunktur, auf jeden Fall. Es geht aber sicher nicht darum, die Reisegruppe in eine eingeschworene Gemeinschaft zu verwandeln oder dergleichen. Ich möchte den Menschen Erfahrungszugänge vermitteln, die alltagstauglich sind.

Sind vielleicht auch zu hohe Erwartungen ein Problem? Gibt es Leute, die sich von einer Reise einen persönlichen Durchbruch versprechen, sich bei Reiseantritt sozusagen vor dem Ausbruch sehen?

Das habe ich bisher noch nicht erlebt. Zumindest hat sich keiner so geäußert, und in unseren kleinen Reisegruppen kommt man doch gut miteinander ins Gespräch. Sehr oft merke ich, daß sich einzelne Gäste mir gegenüber sehr öffnen und mir z. B. ihre beruflichen Sorgen anvertrauen.

Für viele Leute ist der Urlaub ja eine Art kleiner Flucht, vor allem wenn er dann in das unveränderte Arbeitsleben zurückführt. Diese kleine Flucht – ist die nicht manchmal sogar ein Hindernis dafür, etwas Grundlegendes zu ändern? Erholungsurlaub soll ja gerade dazu dienen, die Arbeitsfähigkeit wiederherzustellen, könnte im schlechtesten Falle also gerade dazu beitragen, das Hamsterrad in Schwung zu halten ...

Ich sehe die kleine Flucht eher als Anfang einer größeren Veränderung. Man kann mit einem Reiseangebot natürlich keinen Therapeuten ersetzen oder dergleichen. Aber wenn jemand schon merkt, daß er etwas ändern muß, ändern möchte, dann kann die Reise eine Kraftquelle dafür sein. Ich möchte im Urlaub nicht die Arbeitskraft der Menschen wiederherstellen, sondern das Selbstgefühl, das Selbstwertgefühl vor allem. Ich gebe ihnen Handwerkszeug dafür, beispielsweise sonntags eine Stunde spazierenzugehen und dabei in sich zu gehen – und in dieser Zeit nicht mit dem Handy zu spielen oder Musik zu hören, sondern mal stehen zu bleiben und zu schweigen und bewußt eine Stunde in der Natur zu sein. Das kann man immer, auch ohne mich.

Sprechen Sie auch ein Handyverbot aus?

Während der Reise: nein. Während einer Wanderung kommt es darauf an, aber meistens schon.

Vielen Dank für das Gespräch!



21 Sept. 1797

On the road; arrived at night at Bonn.

22 Sept. 1797

This is the 1st Vendémiaire, the anniversary of the establishment of the French republic. Called early on my friend Mr Sheé, whom I found occupied in preparing for the *fête* which is to be celebrated this day. At twelve assisted at the *fête*, where Mr Sheé pronounced a discourse as president of the *Commission Intermédiaire*. At one, accompanied the procession to the *grande place*, where the Municipality &c. planted the Trees of Liberty under the auspices of France, and proclaimed the République Cis-Rhénane. The same ceremony has taken place at Cologne, Coblenz and other cities, and the idea is to erect the country between the Meuse and Rhine into an independant [!] republic in order to terminate the difference between the Empire and France as to that territory. After the ceremony, dined in state with the Municipality of Bonn, the *Com[m]issaire Intermédiaire* [Henri Sheé], the constituted authorities &c. and drank sundry loyal and constitutional toasts &c., but not too many, as appears by this journal, which I write at my inn peaceably. After dinner Mr Sheé told me he had just received intelligence from a quarter on which he very much relied that the negotiation with England was knocked on the head, which, if it be true, as it is highly probable, is excellent news. Settled to call on Mr Sheé tomorrow early and shew him sundry papers &c. Came home soberly and wrote to Gen[era]l Daendels. I had promised a very pretty woman at dinner ('whose name I know not, but whose person I reverence') to meet her tonight at a grand ball given by the Municipality, but I will deceive her, like a false traitor, and go to my innocent bed; yet she is very pretty, for all that, and speaks very pretty German French, and I am sure she has not a grain of cruelty in her composition, and besides, *à la guerre, comme à la guerre*, but then I must set off tomorrow, and so, *'Oh cruel fate, that gave thee to the Moor!'*, &c., &c. Besides I have just received a delightful letter from my dearest love, written three months ago, which has put me out of conceit with all women but herself, so, as before, I will go to my virtuous bed.

Benutzte Textausgabe: *The Writings of Theobald Wolfe Tone, 1763-98*. Volume III: France, the Rhine, Lough Swilly and death of Tone, January 1797 to November 1798. Edited by T. W. Moody, R. B. McDowell and C. J. Woods, Oxford: Clarendon Press 2007, S. 152.

Wolfe Tone spielt mit „whose name ...“ auf eine Stelle aus John Drydens *The Spanish fryar* (1681) an. Gegen Ende unseres Textes zitiert er, nicht ganz wörtlich, aus Shakespeares *Othello* (III,3).

Bildnachweis

Titelbild und S. 70: Cornelius van Alsum. – Das Titelbild zeigt den Eingang zum Geothermalgebiet um den Großen Geysir in Südisland (2014).

S. 8, 25, 38, 62: Irene Klaffke.

S. 12, 15: Evelyn Bernadette Mayr.

S. 18, 50: Stefan Schneider.

S. 22: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie, Ident.-Nr. W.S. 9, Foto: Andres Kilger; <http://www.smb-digital.de>; Lizenzbedingungen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

S. 28, 30: Martin Schlemmer.

S. 32, 36, 66, 73: Katja Schraml.

S. 46: blume (michael johann bauer).

S. 58: Peter Paul Wiplinger.

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint zweimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht.

Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.